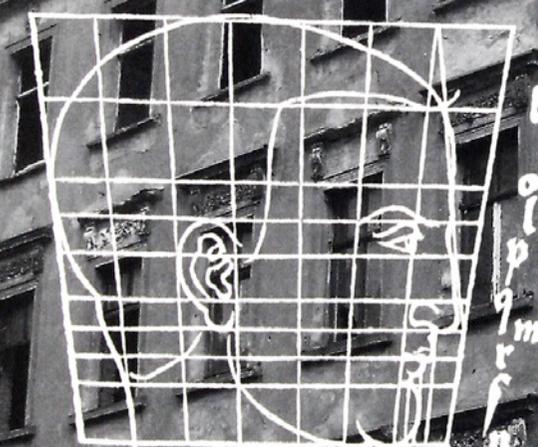


b h g f e d c a

a b c d e f g h i



o l p q m

a b c d e f g h i



o l p q m

a b c d e f g h i

Ludwigstraße





DAS PRINZIP DER SPARSAMSTEN ERKLÄRUNG
ODER: WELCOME TO THE PLEASURE DOME

INHALT

Failure Notice 4

Elias Kreuzmair: **Das unbedingte Verlangen mehr als einer zu sein oder keiner zu sein, nebst dem Versuch der Zerstörung eines Wortes, das im allgemeinen Sprachgebrauch meine Person und das Subjekt im Allgemeinen zusammenfasst** 5-6

Philip Pfaller: **Heute Riesen** (Fortsetzungsgeschichte Teil II) 7-9

Katharina Höhendinger: **Rasuls Gesetz** 10-12

Sébastien Zaegel: **Dandysme, un miroir mis en page** (Essay) 13-18

Eva Siegmund: **Der Stand der Dinge** 19-20

Katrin Baumer: **Enten und Phobien** 21-24

Wolfgang Vogel: **Franziska** (Fototext) 25-26

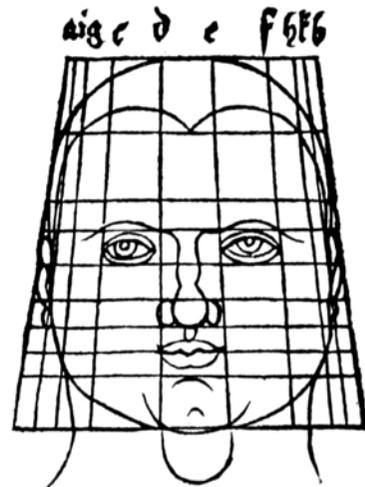
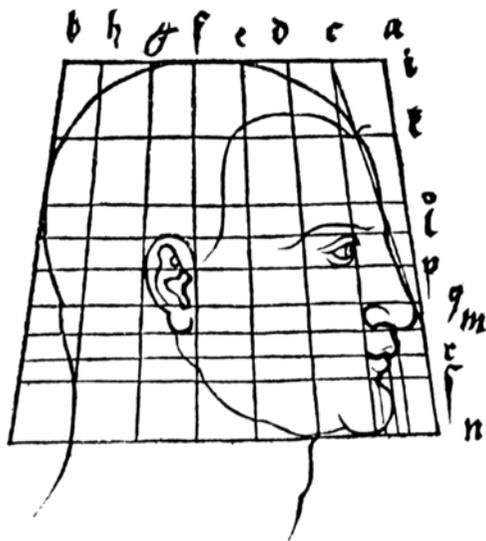
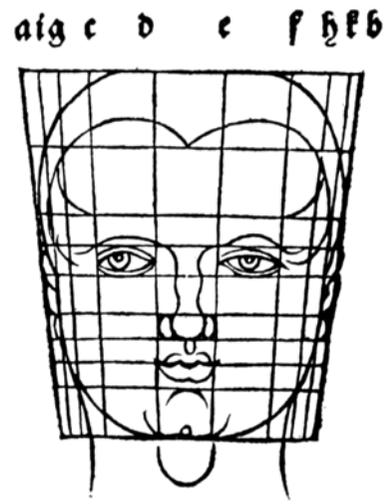
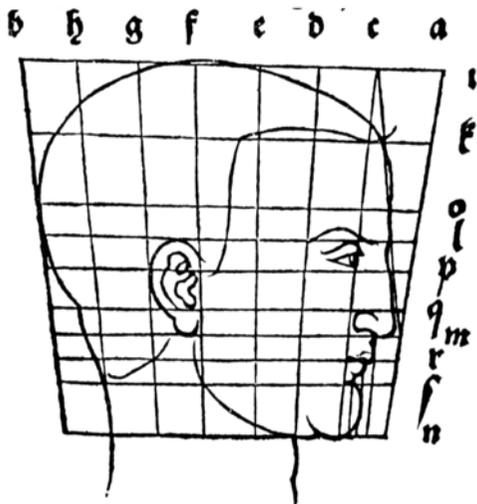
Markus Michalek: **Die Welt als Wille und Vorstellung – sowas wie ein Romanentwurf und eine Anleitung selbigen zu schreiben, im Kleinen nur** 27-30

Heiner Seits: **Cork Timber** 31-33

Fabian Bross: **Molly** 34

Impressum 35





FAILURE NOTICE

Liebe Gemeinde,

ich denke an ein tanzendes Pferd. Aber nicht heute. Heute denke ich an Hackbraten. F.B.

Ereignisse: Ich warte am Fenster, es klopft an der Tür. Mein System kennt keine Grenzen. E.K.

... ist jazz. keiner weiß, wohin es geht, was der intellektuelle plan ist oder der emotionale. aber sicher ist eins: hell yay! M.M.

Kennst du das Gefühl. Du trittst, es bricht, stopp und alles ist vorbei. P.P.



Das unbedingte Verlangen mehr als einer zu sein oder keiner zu sein, nebst dem Versuch der Zerstörung eines Wortes, das im allgemeinen Sprachgebrauch meine Person und das Subjekt im Allgemeinen zusammenfasst

Elias Kreuzmair (München)

Die Vögel ziehen. Die Spinnen und Maden kriechen aus den breiten Ritzen des Bodens meines Zimmers hervor, in einer dünnen, doch nicht abreißenden Karawane in Richtung Fenster. Es ist soweit. Auf einem Stuhl in der Ecke des Zimmers sitzend, im dämmrigen Licht versuche ich mit vorsichtiger Anstrengung mein rechtes Bein von meinem Körper zu lösen. Für Stunden, so kommt es mir vor, sitze ich dort, ruhig und konzentriert, habe mit meinen Händen meinen Oberschenkel umfasst und drehe ihn hin und her.

Es ist Nacht, als mir ein Knacken den Erfolg meines Unternehmens ankündigt. Noch einige Drehungen und mit einer unmöglichen Sanfttheit lässt sich das Bein vom Körper abtrennen, die Sehnen zerreißen und ich spüre nur leichten Schmerz, einen Stich, der mir Verheißung ist.

Vor mir steht nun mein Bein, neben meinem Bein stehe ich.

Als der Morgen graut, ist es mir gelungen auch meinen rechten Arm abzulösen und ihn mit einigem Druck auf das Bein aufzusetzen, so dass meine rechte Hand nach oben greift. Mit der linken Hand beginne ich nun, meinen Bauch zu massieren, mit sanftem Druck, um ihn darauf vorzubereiten, dass auch ihm etwas entrissen werden muss, sollte diese Flucht gelingen.

Meine rechte Hand hat meine Leber in festem Griff umschlossen, erhaben liegt sie dort, fast verwachsen mit den Fingern.

Ich umrunde mein Spiegelbild auf einem Bein, es steht so ruhig. Mit zwei Körpern bin ich nun auf dieser Welt. Immer noch zwei Arme, immer noch zwei Beine, immer noch besitze ich von jedem Organ nicht mehr als der durchschnittliche Mensch der Medizin, aber doch: Ich ist zwei oder Ich ist zwar kein anderer, aber doch auch etwas anderes, Ich ist mehr als zuvor. Es ist fraglich, ob ich davon sprechen kann, zwei Körper zu haben, nach den Abzählreimen der medizinischen Praxis habe ich immer nur noch einen Körper, doch kann ich vorweisen, dass ich aus zwei getrennten körperähnlichen Einheiten bestehe. Obwohl zu beweisen wäre, dass einer jener Konstrukte, die ich hier Körper nenne, noch Einheiten sind und ob sie zwei sind oder nicht eher einer. Ich bin ununterscheidbar von mir – und ich auch. Ich bin nicht eins, ich bin nicht zwei, ich bin irgendwo zwischen. Weder kann ich bei eins zu zählen anfangen, da ein abzählbarer ganzer Körper doch mehr wäre als mein Ausgangsmaterial, noch kann ich bei zwei aufhören zu zählen, da ich niemals sagen könnte, was für eine Verbindung ich zum anderen habe. Weder ich noch ich weiß darauf eine Antwort und ICH schon gar nicht. Ich bin unendlich, sage ich, um es mir einfach zu machen, schließlich brauche ich gedanklich Ruhe.

Denn die Ausweitung meiner Veränderung erfordert noch weitere, weit grausamere und weit wagnisreichere, weit anstrengendere Schritte. Ich muss auch aus meinem Denken meine Einzigkeit entfernen. Das Wörtchen “Ich” meint



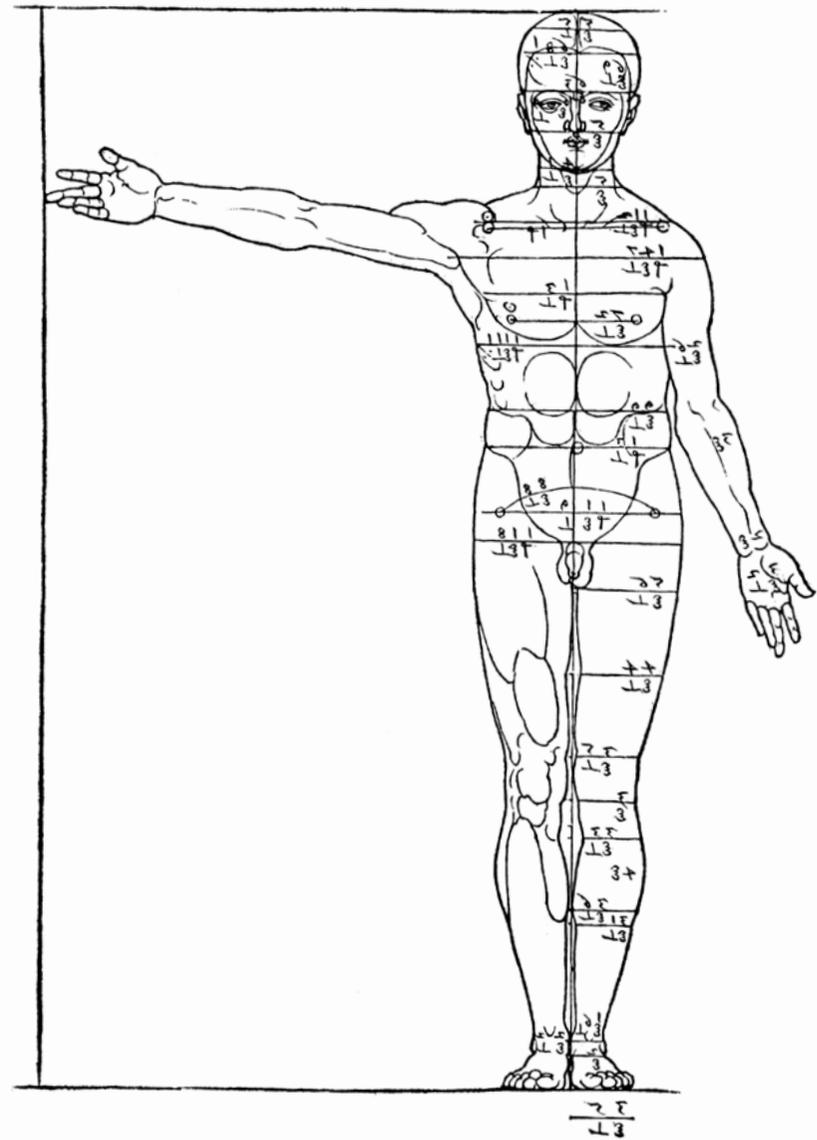
nun schon überhaupt nichts mehr, meine Verdopplung ist nicht mitzudenken.

So sitze ich und zerreiße Buchstaben. Kratz in die Wand: "I C H". Und in den Boden: "I C H".

Wiege mein abgetrenntes Bein, meine Hand, meine Leber in meinem Arm. Sehe sie, wie sie von der Prozeßion der Spinnen und Maden getragen langsam durch das Fenster entweichen.

Versuche, schwach zu werden. Verschwinde.

Und doch: Ich erwache wieder. Zurück bleiben Narben, kleine Hautwulste: I C H, H C I, I, C, H. Die weißen Flecken zwischen den Buchstaben. Wo die Trennung beginnt, hört sie auf: Ich bin Ich bin viele bin unendlich zwischen I zwischen C zwischen H, zwischen Körpern und Teilen und Körperteilen.



Heute Riesen

Philip Pfaller (München)

Was bisher geschah: *Als der Krieg schon an den Grenzen des Landes tobt, setzt Milla noch als eine der wenigen auf ihre Mitmenschen. Andere beschließen, dass es keinen Sinn mehr macht, ein ordentliches Leben zu führen und das System weiter am laufen zu halten (manche geben diesem System sogar die Schuld am Krieg). Einer dieser jungen Menschen ist Pierre. Er steigt aus.*

Milla

Die *Säge*, in der Pierres pessimistisch ungerichteter Aufstand des Ausstiegs steigt, sieht von oben aus, wie ein kleiner Kasten aus dem Schatten hinein- und hinausfallen. Kennst du das Gefühl. Du trittst, es bricht, stopp und alles ist vorbei.

Fliegt man weiter durch die Straßen, lichtet sich der Dunst aus Verweigerung und Alkoholrevolte. Normales Leben. Glaubst du nicht auch, dass noch alles besser wird, sagen die Straßen. In einem Fenster blinkt es golden auf. Da sind weiße Berge aus Schaum, die langsam in sich zusammenfallen, dazwischen unbedeckte Wasserflächen. Um von einem Ende der Badewanne zum anderen zu schwimmen, braucht das Mädchen zwei Schwimmzüge. Sie taucht unter, kauert sich zusammen und drückt ihre Füße ganz leicht gegen die Wand der Wanne. Sie gleitet langsam voran. Ganz langsam. Es kitzelt auf ihrem Po, als dieser sich aus dem Wasser hebt und die Berührung den Schaum zerfallen lässt. Millas kleine Hände hängen ruhig nach unten und rutschen über den Grund. Ihr Kopf stößt ganz sacht gegen

Fortsetzungsgeschichte Teil II

etwas Hartes. Ihr Schwung wird gebremst und nun treiben die goldenen Locken in alle Richtungen davon. Sie dreht sich um, prustet lachend Wasser und beginnt Wellen zu machen. Zu Millas großer Freude schwappt das Wasser in Massen auf den Fußboden. Ein paar der kleinen Flaschen, welche den Badewannenrand säumen, fallen um und die Luft wird noch mehr erfüllt von Rosen- und Lavendelduft, Kamille, Zypresse, französischem Jasmin und Myrte. Ein Meer von Düften umgibt die kleinwüchsige junge Frau, die dort im Wasser tobt.

Auf dem Balkon stehen Töpfe mit Sträuchern und Gewürzen. An dem Tisch mit der Marmorplatte sitzt Milla. Ihre Zehen spielen mit den verschnörkelten Konturen des Tischbeins; ihr Haar trocknet langsam in der Sonne. Sie versucht etwas in den Fenstern der gegenüberliegenden Häuser zu erkennen, sieht aber nur Schemen, nur Mosaikstücke, die keinen Einblick zulassen. Und doch bewegen sich dort mehrere Schatten. „Vielleicht eine Familie“, denkt sie. Mit beiden Händen umfasst sie ein Glas kalter Limonade und schaut über den Rand hinüber zu den anderen Balkonen. Aber das Offensichtliche, das Sichtbare, ist langweilig. Dort saßen sie zu Paaren oder alleine. Lesen oder unterhielten sich. Alte Damen aßen Kuchen und lachten viel. Ein Pärchen küsste und neckte sich in der obersten Etage. Doch seit den Nachrichten der vergangenen Tage, stehen sich Soldaten gegenüber, kein Lachen, kein Leben. Ein dunkler Schatten liegt über der Entspannung, die ihr das Sitzen auf ihrem Balkon immer verschafft hat.



Fortsetzungsgeschichte Teil II

In den Regalen der Parfümerie stehen Fläschchen, Dosen und kleine Schachteln. Aus allen dringen die verschiedensten Gerüche, welche die Sinne betäuben. Mitten in dem Geflecht von Duftblüten steht Milla. Sie ist die Herrin über diese Welt. Sie verbindet die Düfte, verflucht sie zu komplexen Gebilden. Obwohl Krieg herrscht, kommen immer noch Kunden. Vielleicht sogar mehr als früher. Wenn das Leben in Bedrängnis gerät, nehmen viele noch das letzte Schöne mit. Wer weiß wie lange es noch möglich sein wird, gut zu riechen bevor man in Flüchtlingslagern dicht an dicht sitzt.

Kaleidoskope Klamotten umhüllen sie. Lebenslust und Fußweg paaren sich zu choreographisch einwandfreiem Steinhüpfen. Nicht die Linien berühren. So geil wird das heute wieder! Die Tür zu Kinkas Haus schiebt sie auf und springt Paul von hinten auf den Rücken. Mit dem hat sie erst letztens rumgemacht. Er war nicht so gut, aber egal. Die anderen hängen schon im Atelier und starren auf Entwürfe. „Ah, der General!“, schreit Tom und winkt Milla zu. „Das wird ’ne riesen Sache! Habt ihr die Knarren endlich besorgt, ihr Penner?!“

Im Hinterhof werken und basteln Richie und Madeleine, beide passionierte Automechaniker, von Beruf bei

„Werkstatt Karatschis & Brüder“. Der Streitwagen-Jeep mit Thron zum ziehen. „Puh, wie dicht warst du eigentlich gestern wieder? Ich musste doch heut arbeiten und da voll besoffen vor meinem Fenster rumschrein!“, Richie bückt sich und küsst Milla auf den Mund. Bückt sich in die Hocke, legt sich hin, ist Milla ein braver Untertan. Sie lächelt. „Ich geh erst mal Klamotten tauschen mit Kinka, macht ihr brav weiter.“ Kinka sitzt in der Küche und kocht vor sich hin. Schwarze lange glatte Haare hängen bis zum Hintern, der in einer zerrissenen Jeans steckt. Sie erzählen allen schon seit Jahren, dass sie Schwestern wären, und jeder glaubt es. Eigentlich haben sie sich nur zufällig getroffen, als beide ihren Müttern den Laufpass gegeben haben: „Doch das macht einen doch irgendwie zu Schwestern, oder?“, hat Kinka damals gemeint. Darauf sind sie einen Trinken gegangen.

„Nebel. Nein, kein Nebel. Sonnenschein. Aber die, die es überlebt haben, werden erzählen, dass Nebel war.“ Und so ziehen sie los. Auf dem Wagen und zu Fuß. Nackt und schmutzig. Die Helme wackeln auf den Köpfen. Der Platz kommt in Sicht. Die Helme der Feinde kommen in Sicht. Die Gesichter. Schmutz. Der erste Schuss fällt und Milla trifft es in den Kopf. Die Infanterie stürmt los. Milla zückt ihr Gewehr und schießt auf die feindliche Menagerie. Das Scharmützel dauert eine knappe Stunde. Die Läden, Shops und Boutiquen machen auf. Bürogeschwader, Putzkolonne, die RentnerBankerFriseurMutterKindKassierer-Salve schießt aus den Straßenbahnen. Eine rothaarige Frau mit



Fortsetzungsgeschichte Teil II

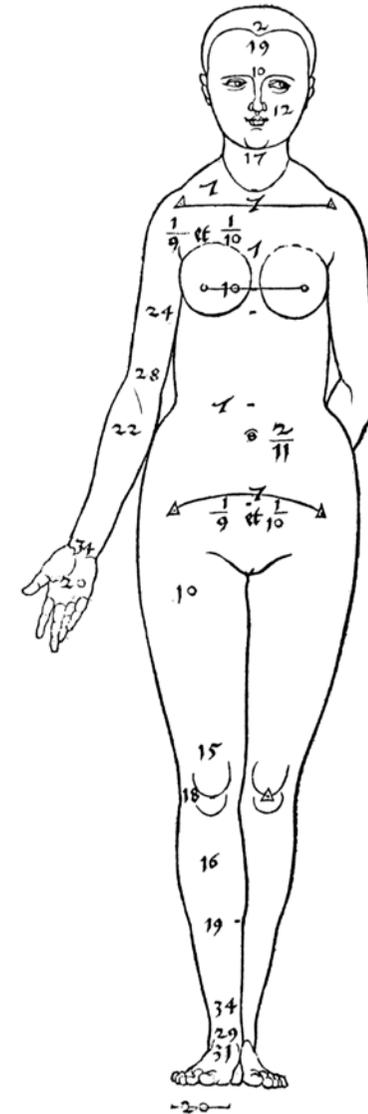
Hut schreit kurz auf. Zögerliches Nähern. „Was machen denn die ganzen Nackten hier?!“ Die spinnen ja! Finden die das vielleicht lustig?“ Keiner lacht.

Unbeholfen schiebt sich Pierre durch die Tür. Zu Boden schauen. Helle rote Fliesen. Verwirrt an den Regale vorbei, mit den Blicken über Etiketten, aber zu schnell um sie lesen zu können. Er braucht Hilfe. Er will Badezusatz und Düfte. Am Tresen steht Milla. Mit einem Lächeln schaut sie dem riesigen Pierre zu, wie er die Regale überfliegt, die voll mit Damenparfüms sind. Ihre etwas schiefen Schneidezähne sind zu sehen. Wenn ich ihn nicht aus der Unbeholfenheit befreie, wird er vielleicht für immer durch meinen Laden streichen, denkt sie. Wie ein Geist, auf endloser Suche. Abends schließe ich zu, er legt sich schlafen. Morgens schließe ich auf, er ist schon wach und sucht weiter. Nun muss sie fast lachen und kneift sich deshalb fest in die Seite.

„Kann ich helfen?“

„Nun, ja. Ein Geschenk für meine Mutter. Zum Geburtstag.“ Ein kleines Päckchen ruht in seiner Hand, als er den Laden verlässt. Wie es genau dazu kam weiß er nach der zweiten Straßenecke schon nicht mehr. Er ist erleichtert durch die von ihm genommene unangenehme Last des Geschenkebesorgens.

Fortsetzung folgt ...



Rasuls Gesetz

Katharina Höhendinger (Brighton)

Mehmet

„Fick dich, Meier-Fotze...“, ssst – dong, „... und dich, Hohlmann, du Arsch...“, klick, „... und dich, Winckler-Schwanz...“, klack.

Mehmet stopfte die Prospekte in die Briefkästen und knallte die Eisenklappen zu, dass es im Treppenhaus widerhallte. Er riss die Eingangstür auf, warf sich den Rucksack über die Schulter und griff sich sein Rad. In der Einfahrt kam ihm ein alter Benz entgegen. Mehmet musste sich gegen den Maschendrahtzaun drücken.

„Dummer Wichser!“, zischte er und zeigte dem Auto den Mittelfinger. Er stieg aufs Fahrrad und trat heftig in die Pedale. Um seine Ohren piff es eisig.

Hinter der Brücke riss er den Lenker herum und bog in den Schotterweg ein. Das Vorderrad schlidderte sekundenlang auf einer Eisplatte, Mehmet stemmte die Beine in den Boden und kam vor den Müllcontainern zum Stehen. Die übrig gebliebenen Prospekte warf er ins Altpapier. Dann zündete er sich eine Zigarette an.

Erst halb fünf und es wurde schon dunkel. Mit klammen Fingern fischte er das Handy aus seiner Jacke. Keine Nachricht von Laura. So eine Scheiße!

Er steckte die Kippe zwischen seine zitternden Lippen und beide Hände in die Taschen. Die Mutter hatte ihm nachgerufen, er solle Handschuhe mitnehmen, aber Mehmet hatte nur die Wohnungstür hinter sich zugeknallt. Verdammte, die Alte wollte, dass er zum Abendessen wieder daheim war. Vorher musste er aber auf jeden Fall noch bei Rasul

vorbei. Er nahm einen tiefen Zug und warf die Zigarette auf den Boden.

Rasul

Bom-da-bom-da-bom-da-bom-da. Bom-da-bom-da-bom-da-bom-da.

„Zemin beton trip atar. Akenetonla susar. Verin jeton bir bakışla iskeleton bakar. Tek atışla poligon yanar. Gel kaşar varlığını kasar.“

Bom-da-bom-da-bom-da-bom-da.

Das Handydisplay leuchtete hektisch auf. Rasul drehte die Stereoanlage leiser.

„Ja?“, sagte er ins Telefon. „Ja, Mann, mach kein Stress!“

Er stand auf, legte den Joint in den Aschenbecher und setzte sich sein Cap auf. Mehmet stand schon auf der Fußmatte und schaute ihn mit großen Augen an.

„Komm rein, Alter“, sagte er und schlurfte zurück zur Couch. Mehmet hockte sich daneben auf den Korbstuhl. Sie starrten eine Weile auf den Fernsehbildschirm, auf dem sich eine tonlose Folge von „CSI: Miami“ abspielte, und rauchten den Joint. Dann drehte Rasul noch einen.

„Und, was geht mit deiner Alten?“, fragte Rasul. „Isse jetzt schwanger oder was?“

Mehmet legte den Kopf in den Nacken und rieb sich die Stirn. „Kein Plan, Mann, noch nichts gehört von der.“

Rasul schnaubte und blies den Rauch durch die Nase aus.

„Bistn verdammter Schlappschwanz!“

„Hey, ich mein, checkst du überhaupt was hier abgeht?“



Das ist üble Scheiße, wenn sie echt'n Kind kriegt...“
Rasul kam das Kotzen. „Mann, die Alte verarscht dich doch bloß, will nur Stress machen, wegen Aufmerksamkeit und so.“

Mehmet runzelte die Stirn. „Nein, so is die nicht drauf.“
„Doch, genau so sind die drauf die Weiber. Pass auf“, sagte Rasul und zielte mit dem Zeigefinger auf ihn, „es gibt da'n Gesetz und das heißt so: Pussys verarschen Pussys. Und wenn die versuchen, mich zu verarschen, dann schieß ich sie ab. Ganz easy. Ich bin nämlich keine verdammte Pussy.“

Mehmet rutschte noch tiefer in den Korbstuhl und starrte auf den Teppichboden, der mit Brandlöchern übersät war. Rasul beugte sich vor und schaute seinen Kumpel von der Seite an. „Mann, ich schwör dir, du machst dir den ganzen Stress umsonst.“

Mehmet nickte schwach. Dann raffte er sich wieder auf. „Ich hau jetzt ab, Alter. Bei mir gibts was zum Essen.“
„Halt's Maul, du Pussy!“

Mehmet

Sie saßen im Wohnzimmer, machten Besteck-Geräusche und übertönten mit lauten Stimmen den Fernseher.

„Mehmet, wo warst du?“ schrie die Mutter.

Mehmet zog die Stiefel aus und hängte die Jacke an die Garderobe. „Hab keinen Hunger!“, rief er.

„Mehmet!“, schrie die Mutter.

Er ging ins Zimmer und schmiss die Tür hinter sich zu,

legte sich aufs Bett und starrte an die Decke. In seinen Beinen kribbelte es. Er zog das Handy aus der Hosentasche und checkte das Display. Immer noch schwarz, und es war schon halb sieben.

Er sprang auf und wühlte in seiner Schreibtischschublade nach Kippen. Stattdessen fand er ein Foto von Laura. Sie hatte eine rote Kapuzenjacke an und saß auf einer Parkbank. Mehmet hatte das Bild bei ihr auf dem Wohnzimmerisch liegen sehen, als er sie besucht hatte. „Auf dem Foto siehst du voll scharf aus!“ hatte er gesagt. „Für Mehmet, 21. November 2010“ hatte sie auf die Rückseite geschrieben und ein Herzchen darunter gemalt. So ein Schwachsinn!

Endlich fand er die Kippen. Er beugte sich übers Fensterbrett und zündete sich eine an.

Laura

Sie musste ihn jetzt unbedingt anrufen, wenn sie aus der S-Bahn draußen war.

Laura drückte auf ihrem Handy herum, schaute das Adressbuch durch und las alte Nachrichten.

„Mehmet, 21.11.2010, 18.26. Hey Süße, ich vermiss Dich jetzt schon! M.“

„Susa, 21.11.2010, 19.17. Und???“

„Mama, 23.11.2010, 12.48. Hallo Laura, Papa und ich möchten heute Abend gerne mit dir essen gehen. Indisch oder lieber Pizza? Hab dich lieb. Mama.“

„Mehmet, 02.12.2010, 10.18. Alles klar bei dir? Kann ich



heud vorbeikommen?“

„Susa, 05.12.2010, 08.10. Hallo Laura, ich komm heut nicht in Sport, kannst der Wegner sagen ich hab meine Tage.“

„Mehmet, 09.12.2010, 13.34. Ruf mich unbedingt gleich an wenn du fertig bist!“

Eigentlich wars ja ganz easy gewesen, hatte nur 'ne halbe Stunde gedauert. Die Frauenärztin im Krankenhaus war auch total nett, hatte nicht lang rumgelabert oder ihr nen Vortrag gehalten.

„Also, Frau Schubert, kein Problem, sie sind nicht schwanger“, hatte sie gesagt. „Brauchen sie nochn paar Tipps zur Verhütung?“

Als Laura die weiße Tür hinter sich schloss war alles wieder ganz normal.

„Nägschter Halt Johanneskirchen“, sagte der Lautsprecher. Laura warf einen Blick auf ihr Spiegelbild im Fenster und strich eine Haarsträhne zurück.

Auf dem Bahnsteig wählte sie Mehmet's Nummer.

Mehmet

Das Handy klingelte. Es war zwanzig nach sieben.

„Hey“, sagte Mehmet. „Wo warst'n du so lange?“

Er ließ sie ein bisschen rumlabern, dann hatte er die Schnauze voll.

„Laura, Mann, was geht denn jetzt? Wie wars beim Arzt?“

Kurz stockte jeder Gedanke in seinem Kopf. Dann löste

sich der ganze Stress einfach auf. Kein Problem also, alles ganz easy. Rasul hats ja gleich gesagt.

„Was?“ fragte Mehmet. „Äh, ... wann wir uns sehn?“

Moment mal: Pussy? – Ne, echt nicht! Mehmet richtete sich auf und steckte eine Hand in die Hosentasche.

„Pass mal auf, ich mein, ich muss dir was sagen, Laura“ fing er an, „ich mein, ... was? Hey, wart mal...!“

Er straffte den Rücken und holte tief Luft.

„Lass mich mal reden, ich mein, verstehste, es gibt da son Gesetz, und, ich mein, ne Pussy... was, von was fürn Film redestn du? Morgen ins Kino oder was??“

Er lehnte sich gegen die Schreibtischplatte und hob die freie Hand.

„Okay, also, pass auf, ich mein, wenn eine mich so ... was? Wie, keine Zeit jetzt? Was hastn du vor, sag!“

Mehmet ließ die Hand wieder sinken.

„Okay...“, sagte er, „dann bis morgen. Ja, ruf mich an. Tschau, Bussi!“

Laura legte auf. Das Display wurde langsam wieder schwarz.



Dandysme, un miroir mis en page

Sébastien Zaegel (Avignon)

La notion de dandysme semble avoir subi le lot commun de toutes ces catégories en « isme » dont l'emploi est tombé dans le langage courant. Celui-ci, s'en réappropriant le sens en même temps que l'usage, l'accommode à son gré, la plie aux circonstances successives, l'adapte aux engouements passagers, en joue comme d'un mot-clé qui serait opportunément un passe-partout. Ainsi, à mesure que les acceptions du terme se superposent sans s'annuler, l'apparement de tel phénomène, de tel personnage ou de telle personnalité au « dandysme » relève d'une qualification d'autant plus commode qu'elle est fatalement devenue, au cours du temps, source intarissable d'amalgames et de confusions. Mais contrairement à ce que fut le destin de tant d'autres de ces appellations ayant eu pour raison d'être, à l'origine, la spécification d'une prise de position, d'une esthétique ou d'une croyance, il n'est pas sûr qu'il s'agisse ici d'un galvaudage pur et simple.

En effet, bien loin d'avoir été un corps de doctrine solide et constitué qu'un succès calamiteux aurait dégradé en phénomène de mode, c'est en réalité le processus rigoureusement inverse que nous pouvons observer ici. Il faut comprendre qu'à l'origine, en France, le dandy n'était rien de plus qu'une espèce exotique de fat nouvellement introduite dans certains milieux anglophiles : un jeune homme engoncé dans les raideurs compliquées d'un habit d'importation anglaise, faisant ostentation d'une impolitesse franchissant les limites de la grossièreté et grasseyant l'accent britannique jusqu'à se rendre incompréhensible.

Essay

A lire les descriptions curieuses, sarcastiques ou ulcérées du personnage - que l'on retrouve sous la plume de nombreux mémorialistes, chroniqueurs, diaristes et épistoliers du début du 19^{ème} siècle et jusque dans les années 1830 (avec, parmi eux, Stendhal (1) et Chateaubriand (2)) - on se demande comment celui-ci a pu mobiliser plus tard les facultés de tant d'écrivains français ; dont trois des moins négligeables puisqu'il s'agira de Balzac, Baudelaire et Barbey d'Aureville. C'est pourquoi, justifiant de l'intérêt qu'il y aurait à entreprendre ce travail d'élucidation des raisons pour lesquelles cette figure anecdotique constitua le support de tant d'appropriations et de reconductions diverses, nous pourrions reprendre à notre profit l'un des arguments que ce dernier opposait à ceux qui taxaient Brummell d'insignifiance historique :

La grande époque des Pitt, des Fox, des Windham, des Byron, des Walter Scott, deviendrait tout à coup petite parce qu'elle eût été remplie du nom de Brummell ! Si une telle prétention est absurde, Brummell avait donc en lui quelque chose digne d'attirer et de captiver les regards d'une grande époque – sorte de regards qui ne se prennent pas, comme les oisillons au miroir, seulement à l'appau de vêtements gracieux ou splendides.(3)

Ainsi pour notre part, renversant les termes de la proposition, devrions-nous considérer que la clairvoyance « des » Balzac, « des » Baudelaire et « des » Barbey d'Aureville



doit alors se trouver diminuée d'avoir été ainsi la dupe de leur temps ? Ont-ils tous été victimes d'un engouement naïf et négligeable en regard du génie qu'ils ont manifesté par ailleurs, et qui les rendrait, du reste, excusables de s'être ainsi laissé abuser par la rutilance d'un miroir aux alouettes ? Bien qu'à l'évidence, cela ne soit pas le cas, la réponse est sans doute plus complexe que la question ne le laissait présager. Assurément, s'il leur est bien arrivé parfois d'être « oisillons » vis-à-vis du dandysme, ils furent aussi oiseleurs mais également - et peut-être davantage encore – fabricants de miroirs. Car quand bien même une part de fascination « naïve » entrerait effectivement en compte dans le succès d'émulation qu'eut ce type social chez les écrivains, mobilisant cette posture avec plus ou moins d'arrivisme et de bon goût de façon à signifier matériellement une supériorité d'ordre symbolique (on peut penser ici à la fameuse canne à pommeau ouvragé, serti de turquoises, et orné des armoiries usurpées des Balzac d'Enragues dont se targua Balzac dès qu'il eut remporté ses premiers succès en littérature, « bâton de maréchal littéraire » (4) auquel il devint courant, par métonymie, de le réduire caricaturalement) ce n'est pourtant pas sous l'effet d'un quelconque apeau – fût-il semblable à cette trompe que l'on abouche par convention aux allégories de la Renommée – que ceux-ci se laissèrent prendre au « leurre social » du dandysme. Pas plus qu'ils ne furent bernés, sur le plan esthétique (puisque le dandysme y prétend, se donnant à voir comme une œuvre d'art) par une imita-

tion qu'ils auraient prise pour la réalité, à l'exemple de ces autres oiseaux célèbres, mystifiés par l'apparente véridicité d'une grappe de raisin peinte sur un tableau.

Insaisissable dans son perpétuel chassé-croisé entre la scène sociale et la fiction, la figure du dandy pourrait tout au contraire illustrer, par anticipation, le célèbre aphorisme d'Oscar Wilde soutenant que « si paradoxal que cela semble – et les paradoxes sont toujours choses dangereuses – il n'en est pas moins vrai que la Vie imite l'Art bien plus que l'Art n'imite la Vie (5) ». En effet, préfigurant les développements théoriques de l'esthétisme « fin de siècle », les premiers héritiers de Brummell semblent avoir d'emblée perçu l'exemple de celui-ci comme une tentative spectaculaire d'« artialisation » de l'existence. Celle-ci ayant pour corollaire la remise en cause de la notion de naturel qui, confondue avec celle de « Vérité » dans l'idéal de l'honnête homme, était considérée comme un modèle à la fois indépassable et pré-existant dans le domaine de l'art, et comme un gage de bon ton dans celui du comportement qu'il convenait d'adopter en société. Dès lors, le dandy participerait donc d'une assomption du style, élargissant le cadre de cette expression concertée d'une singularité irréductible à tous les aspects extérieurs de l'individu.

Ainsi, pour qui observe les manifestations du dandysme dans la littérature et la vie littéraire du 19^{ème} siècle, il se révèle alors certain qu'il ne s'agit pas là d'une « imposture » esthétique ou sociale ayant été prise au sérieux



en tant que telle (retranscrite au pied de la lettre dans un monde fictif ou reproduite directement par l'auteur dans le monde réel), mais dans les deux cas d'une fascination mise en scène de façon à devenir elle-même objet de fascination, abolissant la « réalité » sans pourtant y substituer l'« illusion » comme principe de réalité suppléante (6). En d'autres termes, la figure du dandy est un personnage simulé, un « faux-semblant », certes, mais qui se donne ouvertement à voir comme « semblant faux ». C'est-à-dire un « trompe-l'œil » dans le sens ou l'entendait Jean Baudrillard, précisant que :

Cet effet de décentrement en avant, cette avancée d'un miroir d'objets à la rencontre d'un sujet, c'est, sous l'espèce d'objets anodins, l'apparition du double qui crée cet effet de séduction, de saisissement caractéristique du trompe-l'œil : vertige tactile qui retrace le vœu fou du sujet d'êtreindre sa propre image, et par là même de s'évanouir. [...] S'il y a donc un miracle du trompe-l'œil, ce n'est jamais dans l'exécution réaliste – les raisins de Zeuxis, si vrais que les oiseaux viennent les picorer. Absurde. Ce n'est jamais dans le surcroît de réalité qu'il peut y avoir miracle, mais juste à l'inverse dans la défaillance soudaine de la réalité et le vertige de s'y abîmer. (7)

En effet, le développement et la déclinaison du type social et littéraire que constitue le dandy dans l'œuvre de Balzac comme dans celle de Barbey d'Aurevilly ou de

Baudelaire peuvent être envisagés comme une succession d'autoportraits peints en trompe-l'œil. Un vertige identificatoire leur permettant, par l'intercession de ces projections fantasmatiques et sublimées de la figure de l'artiste qu'ils firent endosser au dandy, de se saisir d'eux-mêmes et, d'une certaine façon, de s'abîmer dans ce reflet pour tenter de s'y confondre.

En ce sens, le dandysme est donc bel et bien un leurre plutôt qu'une imposture, dans la mesure où un imposteur a toujours conscience d'en être un, alors qu'il est possible de « se leurrer » soi-même, d'être sa propre dupe. Néanmoins, il faut préciser que si le leurre participe toujours d'une stratégie qui vise à tromper, celui-ci peut prendre un aspect « offensif » (il en est ainsi dans le domaine de la chasse, où il désigne un appât destiné à attirer les proies) mais également « défensif ». En effet, dans le cadre de son usage militaire, le leurre est un dispositif visant à détourner une menace en se constituant comme cible factice ou en brouillant les radars. Or, que la tactique du dandysme mise en place par ces auteurs relève de l'appâtage du public ou du brouillage des pistes (car comment « atteindre » ou même « cerner » un auteur lorsque c'est sous le masque du dandy que celui-ci prête le flanc à la critique ou se donne à voir au lecteur, s'offrant ainsi telle une « cible factice » ?), elle est toujours fonction d'une posture adoptée vis-à-vis d'un certain contexte extérieur, son agressivité manifeste étant donc à mesurer à l'aune d'une éventuelle hostilité de celui-ci. Posture de séduction et/ou d'évitement, rôle



plus ou moins emprunté et « interprété » de différentes manières (directement ou par personnages interposés), l'auto-représentation de nombreux auteurs sous les traits du dandy fut donc en résumé non seulement une façon de s'envisager au sens littéral du terme (c'est à dire de s'appréhender soi-même en tant qu'« autre visage », altérité), mais également de s'inscrire symboliquement au sein d'un environnement culturel, économique, politique et social donné – environnement que l'on cherche à subjuguier de différentes manières et pour différentes raisons.

Le dandysme, par conséquent, est susceptible de constituer un axe d'observation privilégié pour envisager tout à la fois les répercussions d'une certaine « réalité historique » sur la condition de l'écrivain au 19^e siècle, mais également pour saisir la variété des représentations imaginaires et des fantasmagories socio-littéraires qui en ont résulté, du côté du public comme de celui des auteurs. En effet, faisant office de caisse de résonance où s'entre-croiseraient les divers échos des bouleversements liés à l'avènement des temps modernes, n'oublions pas que le dandy se présente aussi – et surtout - comme une figure à investir sur le plan poétique : figure de la mode devenue emblématique de la « modernité », elle resserre ainsi en elle quelques-unes des caractéristiques les plus déroutantes de cette dernière. Raison pour laquelle, sans doute, elle put servir de support pour penser la pratique de l'art « au présent », par-delà la hiérarchisation classique des genres, et offrir parallèlement de nouvelles perspectives à l'hé-

roïsme. Instaurant un partage inédit entre éthique et esthétique qui chamboulait celui présidant au régime de l'épopée jugé révolu pour un ensemble de raisons historiques, mais dont on cultivait la nostalgie et le désir d'y faire retour, moyennant l'exercice d'une lucidité oppositionnelle tout autant mystificatrice que re-mythifiée. Comme nous pouvons le constater, le dandysme fut donc décidément plus qu'un topos littéraire ou qu'une simple concession à la vogue d'un moment, mais bien plutôt simultanément le vecteur, le support et parfois même le paradigme d'une élaboration esthétique s'accompagnant d'une spéculation politique et sociétale ; celles-ci occupant souvent, dans des œuvres comme celles de Balzac, de Barbey d'Aurevilly ou de Baudelaire, une fonction véritablement nodale.

(1) Lorsque le narrateur de « De l'Amour » se désole « de voir sortir de nos maisons d'éducation de Paris où les maîtres les plus distingués enseignent, suivant des méthodes parfaites, l'état le plus avancé des sciences, des dandys, des espèces de jocrisses qui ne savent que bien mettre leur cravate et se battre avec élégance au bois de Boulogne », in Stendhal, « De l'amour », in Œuvres complètes, t. 2, Genève, Club du bibliophile, 1972, p. 142.

(2) Le texte de celui-ci, en plus d'être drôle, est par ailleurs intéressant en ce qu'il met en scène la figure du dandy dans toute la versatilité de ce que Chateaubriand croyait être un engouement passager et, de surcroît, typiquement britannique. Il est évidemment bien loin de se douter qu'il finirait lui-même, sous la plume de Baudelaire, par y être assimilé : « En 1822, lors de mon ambassade à Londres, le fashionable



devait offrir au premier coup d'oeil un homme malheureux et malade, il devait avoir quelque chose de négligé dans sa personne, les ongles longs, la barbe non pas entière, non pas rasée, mais grandie un moment par surprise, par oubli, pendant les préoccupations du désespoir : mèche de cheveux au vent, regard profond, sublime, égaré et fatal ; lèvres contractées en dédain de la nature humaine ; cœur ennuyé, byronnien, noyé dans le dégoût et le mystère de l'être. Aujourd'hui le dandy doit avoir un air conquérant, léger, insolent ; il doit soigner sa toilette, porter des moustaches ou une barbe taillée en rond comme la fraise de la reine Elisabeth, ou comme le disque radieux du soleil ; il décèle la fière indépendance de son caractère en gardant son chapeau sur sa tête, en se roulant sur les sofas, en allongeant ses bottes au nez des ladies assises en admiration sur des chaises devant lui. Il monte à cheval avec une canne, qu'il porte comme un cerge, indifférent au cheval qui est entre ses jambes, par hasard. Il faut que sa santé soit parfaite, et son âme toujours au comble de cinq ou six félicités. Quelques dandys radicaux, les plus avancés vers l'avenir, ont une pipe. Mais sans doute tout cela est changé, dans le temps même que je mets à le décrire », in François-René de Chateaubriand, « Essais sur la littérature anglaise » in Œuvres complètes, Paris, Gallimard, coll. Bibliothèque de la Pléiade, 1951.

(3) Jules Barbey d'Aureville, Du dandysme et de George Brummell, Paris, Payot & Rivage, coll. Rivage poche/Petite Bibliothèque, 1997, p. 73.

(4) Edmond Werdet, Balzac, sa vie, son humeur et son caractère, Paris, chez A. Sylvestre éditeur, 1859, p. 303.

(5) Oscar Wilde, « Le Déclin du Mensonge » in Intentions, Paris, Union Générale d'Éditions, coll. Fins de siècles, 1986, p. 48.

(6) Car il en est ainsi, en définitive, de cette fameuse canne à « ébullition de turquoises » que nous avons déjà évoquée. Servant de point

de départ et de fil conducteur à l'essai de Lucien Dällenbach, celui-ci y restitue la curieuse genèse mythographique de ce qui deviendra un « objet-culte de l'hagiographie balzacienne » participant selon lui aux « innombrables mises en scène (scénarios romanesques, préfaces, lettres, tableaux, dessins, objets...) auxquelles Balzac s'est livré pour se créer comme auteur » (La Canne de Balzac, Paris, Editions José Corti, 1996, p. 27).

Ainsi, conformément à ce que ce dernier avait prédit, cette « matière à biographie » s'agrémenta de nombreuses légendes. Si Balzac force (à peine) le trait en affirmant qu'on prétend d'elle qu'elle « lance des chevaux, fait éclore des palais, crache des diamants », Lucien Dällenbach n'en recense pas moins nombre de fantaisies journalistiques et romanesques qui furent brodées autour des pouvoirs magiques qu'on lui supposait. Delphine de Girardin (la femme du fondateur du journal La Presse) en tira par exemple un roman intitulé La Canne de M. de Balzac en 1836 (Paris, Calman Lévy, 1879), lequel faisant du pourtant peu discret appendice balzacien un nouvel anneau de Gygès, ayant la faculté de rendre invisible son porteur. La possession de ce talisman expliquerait donc la prodigieuse acuité d'observation de l'écrivain, pouvant ainsi se fondre dans la masse de ses contemporains en toute discrétion (remarquons, au passage, cette significative préfiguration d'une idée que l'on retrouvera exprimée avec conviction chez Baudelaire, à savoir la nécessité où se trouve l'artiste voulant capter la beauté moderne de se faire « homme des foules » - ce par quoi il s'apparente directement au dandy). Plus tard, ce motif d'une canne fabuleuse de laquelle Balzac tiendrait tout son génie fut décliné par Emile Chevalet dans un article du Figaro daté du 12 juillet 1859, puis servit de prétexte à une nouvelle de Guillaume Apollinaire intitulée La disparition d'Honoré Subrac et parue en 1910 dans la revue L'Hérésiarque et Cie (nouvelle reproduite dans le dossier constitué par Lucien Dällenbach in La Canne de M. de Balzac, op. cit., p. 187-192).

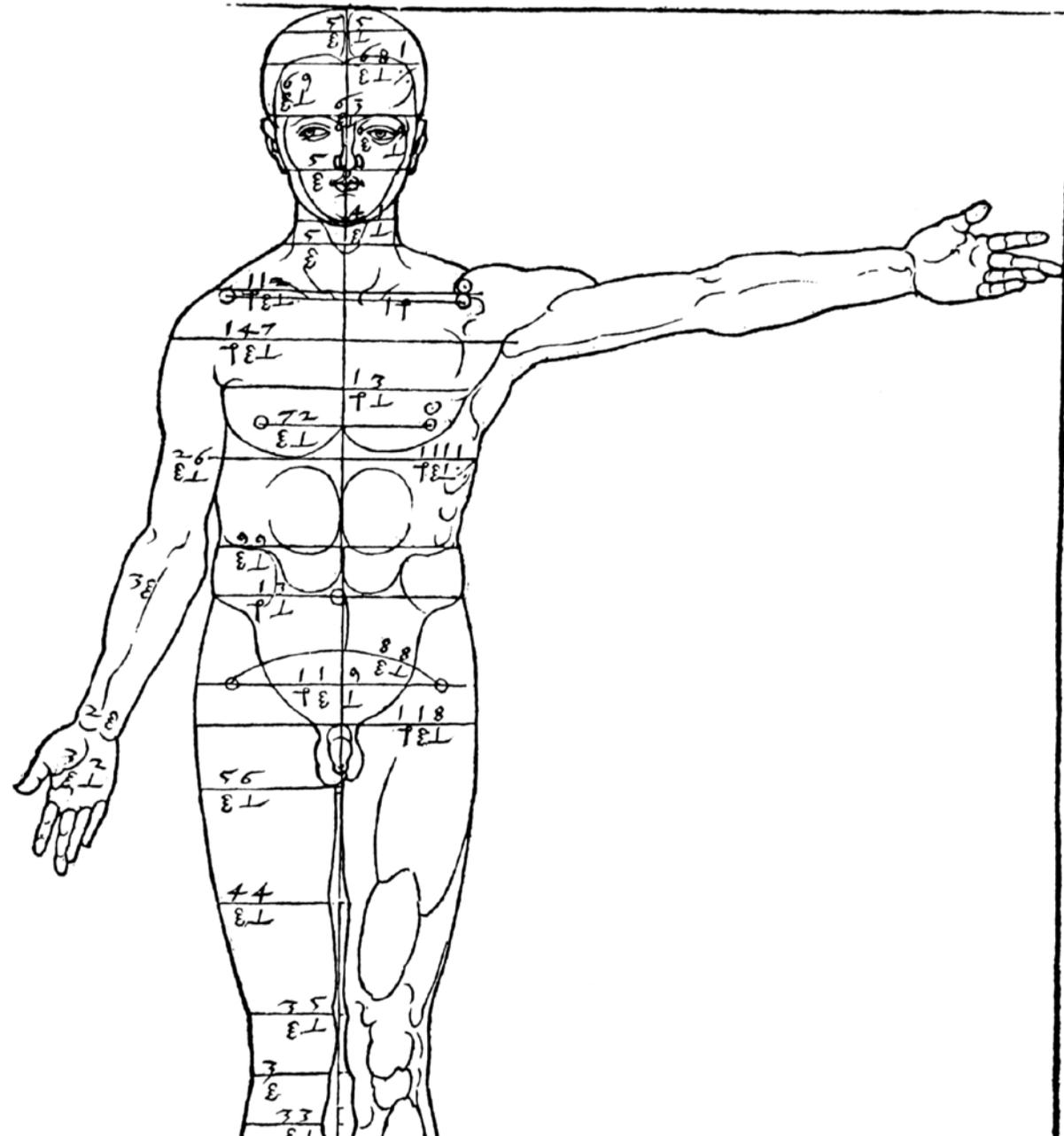
Outre ces extrapolations ouvertement fictionnelles où la dimension fantastique prend une part assumée, mentionnons également toute une série de fantasmes concernant la nature et la fonction de cette canne ;



Essay

lesquels, pour être plus plausibles, n'en sont pas moins symptomatiques de l'emprise que la « vie » de Balzac – dont les épisodes furent savamment orchestrés par lui-même - avait su gagner sur l'imaginaire de ses contemporains, entrant ainsi en résonance avec la réception de son oeuvre. Par de multiples hypothèses, en effet, on supputa le mystérieux contenu d'un pommeau dont la vacuité était de notoriété publique. Celui-ci aurait donc renfermé, selon les versions, un portrait de Mme Hanska nue ou une chevelure immolée en son honneur par une admiratrice. Ainsi, en plus de faire office de « signature mondaine » selon l'expression de Gérard Gengembre (Balzac, *Le Napoléon des lettres*, Paris, Gallimard, coll. Découvertes, 1992, p. 43), l'exhibition de cette canne fut chargée d'une telle symbolique romanesque que nous pouvons la considérer comme un véritable « corps conducteur » permettant une circulation entre le réel et la fiction. Le Balzac « civil » apparaît, de ce fait, nimbé de toute la force d'évocation de ses personnages - comme s'il était l'un d'eux, échappé d'un de ses romans - tout en exerçant ostensiblement sur cet univers fictionnel une domination sans partage, faisant « concurrence à l'état civil » en arborant dans le monde « réel » les insignes d'un pouvoir souverain. Or, c'est bel et bien le double sens de cette conversion permise par l'usage du « fétiche » que Judith Meyer-Petit nous semble avoir négligé lorsqu'elle perçoit cette canne comme l'emblème, chez Balzac, d'une transition entre deux statuts ; celui que confère une vaine gloire mondaine et celui que légitimerait la création artistique « en tant que telle ». Ainsi, selon elle, on peut observer dans le destin de cet accessoire une évolution que sous-tend l'établissement d'une hiérarchie implicite entre ce qui relèverait de l'oeuvre littéraire et ce qui aurait simplement trait à certains aspects anecdotiques de sa biographie, considérant que « de la badine du dandy, il fera le sceptre de l'écrivain » (*Les Mots de Balzac*, Paris-Musées, Actes Sud, 1999, p. 35). Pour notre part, nous considérons tout au contraire que c'est précisément cette possibilité de déplacer les frontières de l'oeuvre et de s'assimiler d'une certaine façon à elle qui, en la figure du dandy, fascina tant d'écrivains.

(7) Jean Baudrillard, *De la séduction*, Paris, Denoël, 1979, p. 89.



Der Stand der Dinge

Eva Siegmund (Berlin)

Du hast mich einmal gefragt, mein Freund, warum ich mir von allen Städten unseres Landes, unserer Welt, ausgerechnet Berlin ausgesucht hätte. Diese fette, preußische Dame, die vor allem anderen zu viel Lidschatten aufgetragen hat, um sich an eines jeden Hals zu werfen. „Weil es nirgendwo sonst für mich sicher ist“, war meine Antwort, und Du schnaubtest nur. Nichts hast Du verstanden.

Heute ist ein guter Tag. Die Stadt hat mir ein paar Stücke Kreide zugeteilt, das tut sie manchmal, seit die Druckerpressen stillstehen. Jeder gibt, was er kann. Ich backe Brot und schreibe Geschichten auf die Strasse, bis sie von Regen wegwaschen werden. So kritzle ich diesen Brief nun auf den blanken, schwarzen Asphalt, denn es gibt keinen Weg mehr zu Dir. Es gibt keine Wege mehr. Einzig den Autos muss ich ausweichen – manch einer war zu bockig oder zu stolz, seinen Wagen einfach in der Garage zu lassen, und so stehen sie nun, asymmetrisch und staubverschmiert auf den Strassen herum. Hin und wieder dienen sie jemandem als Quartier für die Nacht, und was soll daran schon schlecht sein? Sie erinnern uns an das, was hier geschehen ist. Oder eben gerade nicht hier, sondern überall sonst. Ja, Berlin ist sicher. Berlin haben sie verschont.

Was hätte es ihnen auch genützt? Eine Hauptstadt anzugreifen, in der es keine Industrie gibt, kein Geld, keine wahrhaftigen Entscheidungsträger. In der sich vom Leben waidwund geschossene Künstler in Billigwohnungen drängen, so stolz auf ihre Lebensart, so nutzlos für

Eroberer. Gar nichts, natürlich.

So sind wir allein, nach dem grandiosen Gepolter. Das Licht ist ausgegangen, das Benzin ebenfalls. Bahnen stehen, Flugzeuge rosten tapfer vor sich hin, die Berliner zucken mürrisch mit den Schultern und machen weiter. Nun sind wir dankbar für Brandenburg, denn es ist fruchtbar. Nie wieder werde ich mich darüber lustig machen. „In Berlin kann man so viel erleben, in Brandenburg soll es wieder Wölfe geben...“ Elitär amüsiert waren wir, im Sommer 2006. Manchmal schäme ich mich dafür in angemessenen Dosen.

Es gibt sie, die Wölfe und sie drängen in die Stadt. Zäune wurden aufgestellt, sie davon abzuhalten, doch ich weiß nicht, wie ich darüber denken soll. Wenn ihr Geheul durch die Häuserfluchten kriecht, dann fühle ich, heftiger als sonst, dass wir alleine sind. Schließlich ist das die Wahrheit. Meine Stadt ist jetzt eine Insel – eine Insel inmitten des Schutts. Die Wölfe sind ein Teil von uns.

Ich muss mich eilen, die Suppenküche schließt, wenn die Sonne untergeht. Bald kann ich meine eigenen Hände nicht mehr sehen. Ich wünsche mir so heftig, dass Du lebst, Constantin, und doch bin ich froh, dass ich keine Möglichkeiten mehr habe, es herauszufinden. Eigenartig, als mein Telefon endgültig verstummte, habe ich es dort, wo ich war, einfach liegen lassen. Ich gehe nicht mehr davon aus, dass jemand kommen, den Chip ausbauen und sich an meinen intimsten Geheimnissen aufgeilen wird.

Tatsache ist: Es tut mir weh, Dir zu schreiben. Das wollte

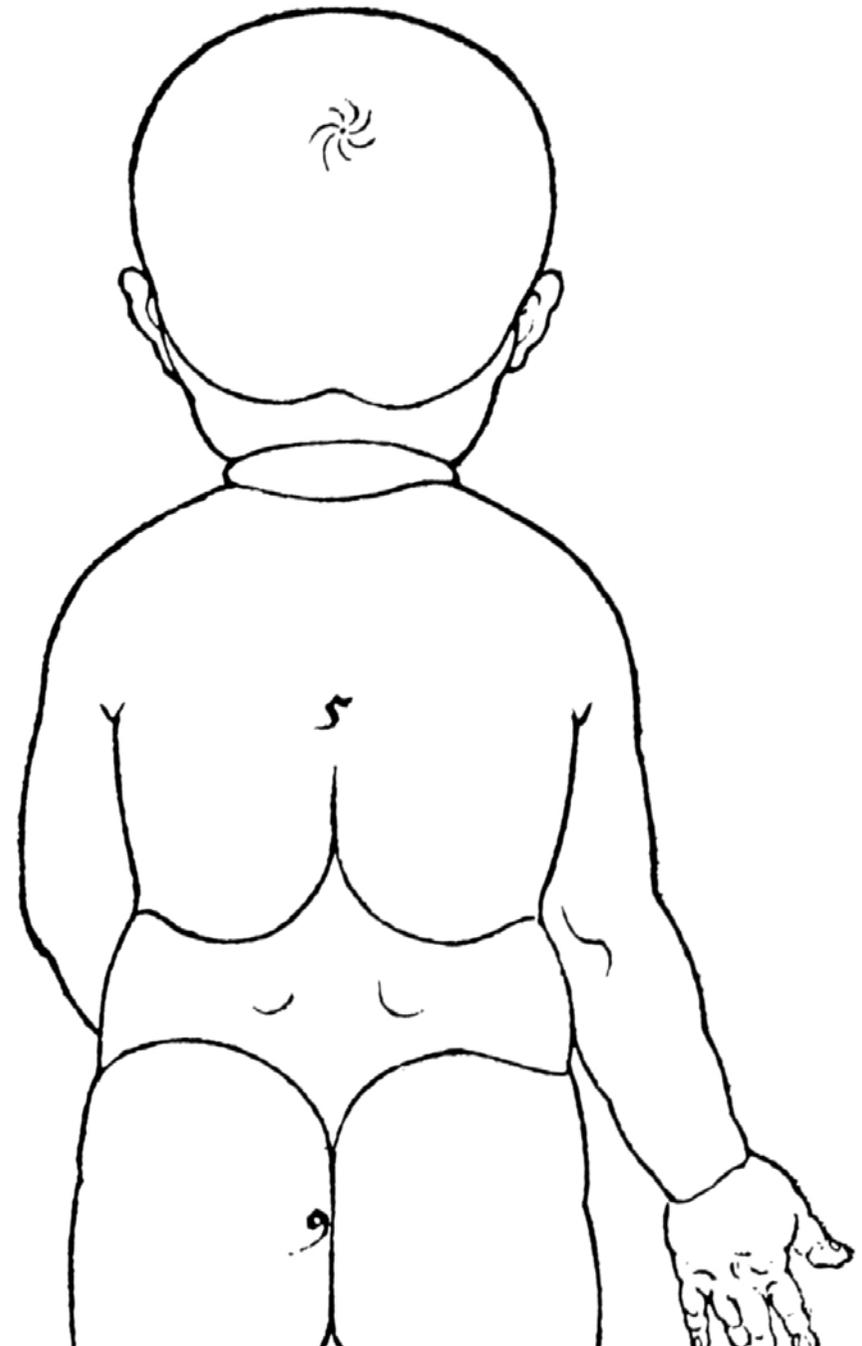


ich noch sagen. Selten grabe ich tiefer aus Angst vor den Dingen, die ich dort unten finden würde. Stattdessen backe ich Brot für die Berliner und schreibe Briefe an die vielen Toten. Wir reichen das Brot zur Suppe. Jeden Tag schmeckt alles gleich, doch niemand beschwert sich hier. Sie haben uns in Ruhe gelassen. Wirklich erklären können wir es nicht.

„Die großen Veränderungen passieren woanders, Max“, hast Du gesagt. „Viel zu verdienen gibt es in Berlin nun wirklich nicht. Und schau Dich doch einmal um, wie es dort aussieht. Hamburg sollte unsere Hauptstadt sein, oder am besten gleich noch Frankfurt am Main. Dort schlägt das wahre Herz des Landes.“ Ja, vielleicht.

Die paar Reichen, die in Mitte und am Stadtrand unser Bruttosozialprodukt aufwerteten, haben verschüchtert ihre Türen geöffnet und gegeben, was sie hatten. Niemand hat sie dazu auffordern müssen. Und heute stehen sie brav in der Schlange für die Suppe, so wie alle anderen auch. Das Schicksal hat die Stadt wieder dorthin gebracht, wo sie schon mehr als einmal war: an den Rand, den Abgrund. Wir haben Übung darin, und wir machen unsere Sache gut.

Du hast mich gefragt, warum Berlin. Berlin ist sicher. Doch das wolltest Du nicht hören.



Enten und Phobien

Katrin Baumer (München)

Davor, einen anderen Menschen zu verlieren, oder vorm Fliegen. Vor der Einsamkeit oder vor Höhen, vor Tiefen oder Wasser. In uns hausen viele Ängste. Angst ist etwas Allgegenwärtiges, etwas, das uns begleitet und prägt.

Einer aus meiner Therapiegruppe hat Angst davor, dass ein Hochhaus lebendig werden und auf ihn stürzen könnte, einer hat Angst vor einem Psychopathen, der ihn irgendwann in eine Ecke zerrt und ersticht, einer davor, in einer bestimmten Situation von einer Ente beobachtet zu werden.

Der Therapeut schlug ihm vor, jeden Sonntag Entenbraten zu essen, so quasi als Sieg über die Ente. Der Braten hat auch keinen Kopf mehr und somit keine Augen, die Werner, so heißt mein Therapiepartner, anstarren könnten.

Die nächste Sitzung allerdings bestritt Werner zitternd und blass, ein wenig zerzaust – man merkte ihm an, dass er Fürchterliches erlitten haben musste. Als der Therapeut ihn fragte, wie es denn funktionieren würde mit dem Entenbraten, brach er in Tränen aus.

Seine Frau habe, erzählte er mit bebender Stimme, in der Küche den Braten vorbereitet und er sei dazu gekommen, um sich das Ganze anzusehen, um sich von dem nicht vorhandenen Kopf und den nicht vorhandenen Augen der Ente zu überzeugen. Er habe beobachtet, wie seine Frau Äpfel und Zwiebeln in den gerupften Körper stopfte und wie sich der Bürzel dabei hob und senkte, fast, als würde die Ente freundlich damit wedeln. Da habe er sich bildlich vorgestellt, wie sie aufspringt, auf ihn zu rennt und ihn

dann eben ohne Kopf und Augen anstarrt. Das sei noch tausendmal schlimmer gewesen als sonst!

Werners letzte Worte gingen in wildem Schluchzen unter. Und vielleicht hätte er auch noch hyperventiliert, wenn ihn nicht der Therapeut sanft am Arm genommen und hinausgeführt hätte.

Er kam alleine zurück, lächelnd, und erklärte: „Macht euch keine Sorgen und freut euch – der Werner, der befindet sich gerade auf einer wichtigen Stufe, die er unbedingt überschreiten muss um seine Angst zu überwinden!“

Wir lachten gelöst und nickten uns zu, wir klopfen uns auf die Schultern: Klar, der Werner, der stand auf einer wichtigen Stufe und wir als seine Gruppe mussten ihn unterstützen und uns mit ihm und für ihn freuen.

Offensichtlich schaffte Werner die Stufe, denn er kam nicht wieder. Das war schade, weil wir ihm nun gar nicht mehr sagen konnten, wie sehr wir uns freuten für ihn.

Werners Platz blieb nicht lange leer. Damit unsere Truppe wieder komplett wurde, kam Nele. Nele war für mich das Schönste, was ich jemals gesehen habe. Ich weiß jetzt gar nicht, woran ich das festmache, sollte ich sie beschreiben, würde die Beschreibung sein: „Tja, sie hat eben ... Augen und Ohren und ... äh ... Haare und so. Brüste natürlich, also, wie jede Frau halt aussieht, eigentlich.“ Eventuell sollte es mich beunruhigen, dass ich so gar nichts an ihr hervorheben kann, aber ich schob das auf die Beruhigungstabletten, die ich seit langem schluckte.

Frauke, durch deren Adern Chemie fließt, weil sie Tablet-



ten gegen wirklich alles zu nehmen scheint, zuckt dazu zustimmend mit den Achseln und meint trocken. „Herrgott, was ist schon dabei? Jeder nimmt irgendwelche Tabletten und die, die keine nehmen, saufen oder nehmen Drogen. Mal ehrlich, warum sollte man es sich immer so schwer machen, wenn es doch so furchtbar leicht geht?“

Wir fanden Fraukes Einstellung durchaus beeindruckend, das einzige, was uns ein wenig stutzig machte, war, dass sie mittlerweile schon Tabletten gegen die Tabletten nahm. Ursprünglich hatte sie Angst davor gehabt, mit einem Bus zu fahren, was ihr in einem Bus auffiel. Da war sie kreischend nach vorne gelaufen und wollte dem Fahrer das Lenkrad entreißen, schließlich warf sie sich auf den Boden und strampelte und schrie so lange, bis der Bus anhielt, um sie hinauszulassen.

Über ihre Ängste sprach Nele nie. Manchmal sagte sie, es sei zu früh, manchmal, sie habe schon so viel darüber geredet, dass sie es nicht mehr über die Lippen brächte. Wir ließen sie gewähren, schließlich waren wir so was wie eine große, liebevolle Familie, in der sich vor allem Nele und ich immer näher kamen. Das äußerte sich darin, dass wir anfangen, unsere Stühle in den Sitzungen nebeneinander zu rücken und uns verstohlen Blicke zuwerfen. Sonst nichts, schließlich ist unter Therapiepartnern keinerlei Art der Annäherung erlaubt, Therapieerfolg und so und Nele und ich nahmen die Sache sehr ernst. Doch dann, eines Tages, kam der Therapeut auf uns zu – gerade hatte ich zu Nele geschickt, während sie betont in eine andere Rich-

tung sah – er strahlte und sagte: „Meint ihr, ich hätte es nicht bemerkt? Lasst es zu, das wird euch gut tun!“

Nun hatten Nele und ich also den Segen unseres Therapeuten, was wir sofort ausnutzten, indem wir Händchen hielten. Etwas anderes nicht, denn Nele ekelte sich davor, von einem Mann berührt zu werden, also, richtig berührt – zurückzuführen auf traumatische Kindheitserlebnisse. Auch ich konnte nicht mit Berührungen umgehen, vor allem nicht, wenn mein Gegenüber schwitzte. Da glaubte ich immer, unsere Haut würde durch den Schweiß miteinander verschmelzen, was mir kalte Schauer über den Rücken jagte. Aber das Händchenhalten – das war klasse und wir betrieben es exzessiv!

Irgendwann, als wir händchenhaltend mit baumelnden Beinen am Rhein saßen, erzählte Nele mir, sie müsse dringend ein paar Tage zu ihrer Mutter fahren und fragte, ob ich nicht in der Zeit auf ihre Wohnung aufpassen könne, ihre Pflanzen gießen und so. Wenn sie dann wiederkäme, eine Woche sei sie wohl weg, würde sie Wein mitbringen und Pasta und die würde sie für mich kochen, als Dankeschön. Überhaupt hätten wir, wenn sie wiederkäme, einen Punkt erreicht, an dem unsere Beziehung enger werden sollte und wir mehr zulassen könnten.

In diesem Moment hätte ich es geschafft, sie zu umarmen vor Glück, ohne Angst, von ihrem Schweiß eingesogen zu werden. Nicht, dass Nele übermäßig viel schwitzte, nein, der Tag am Rhein war lediglich ein sehr heißer Tag im Hochsommer. Der Tag am Rhein war auch der erste, an



dem wir uns küssten, Speichel austauschten, quasi. Neles Zunge schoss ein wenig übers Ziel hinaus, sie schmierte mir Spucke um den Mund, ich spielte dafür Waschmaschinenschleudergang, sagte sie mir. Insgesamt war es sehr nass und feucht und gewöhnungsbedürftig, aber es war ein Kuss. Beide schoben wir uns danach einen Kaugummi in den Mund, die Vorstellung mit der vermischten Spucke machte uns ziemlich fertig, ohne dass wir es zu sagen brauchten.

Zum Abschied gab Nele mir ihren Wohnungsschlüssel und meinte, sie würde mir noch einen Brief mit genaueren Informationen hinterlassen. Dann schüttelten wir uns innig die Hände, schenkten uns einen tiefen, tiefen Blick und trennten uns schweren Herzens.

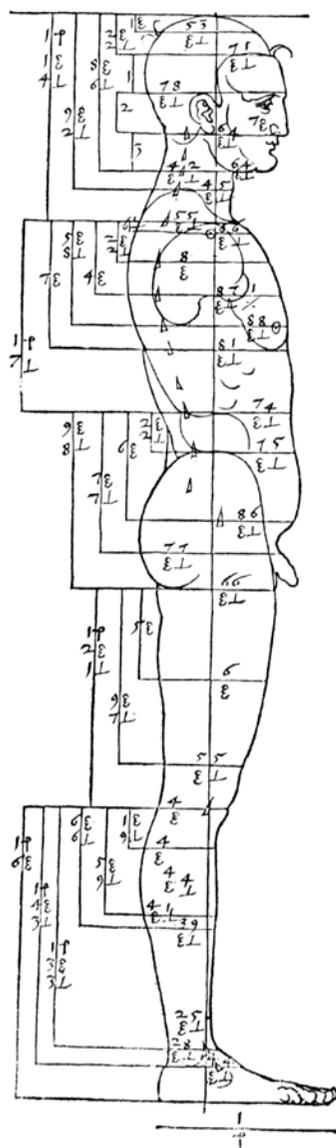
Neles Wohnung war hell, luftig und geräumig. Es roch nach ihrem Parfüm. Auf dem Küchentisch lag ein rosa Zettel. „Willkommen bei mir! Pflanzen im Bad, Schlafzimmer und Balkon bitte gießen. Vor allem nicht vergessen: Mauzi und Puma füttern! Danke, bis bald! Nele“.

Mauzi und Puma füttern? Wer zum Teufel waren Mauzi und Puma? Nie hatte sie mir von irgendwelchen Haustieren erzählt! Nur immer von ihren komischen Pflanzen ... Klang nach Katzen. Mit Katzen konnte ich schon umgehen, meine Eltern hatten auch lange Zeit welche gehabt. Wo also waren die Viecher? In der Küche stand schon mal nichts, was auf Katzen hinwies. Im Bad? In der Diele? Nein. Blieb nur noch das Schlafzimmer. Schon bevor ich

die Tür öffnete, hörte ich ein seltsames Quietschen. Vorsichtig drückte ich die Türklinke nach unten. Das Quietschen wurde lauter. Ein rasch rotierender Körper, den man ölen müsste. Ich öffnete. Hell und groß lag das Zimmer vor mir, genau wie der Rest der Wohnung. Weiße, dünne Vorhänge vor dem riesigen Fenster, das das Licht hereinfluten ließ, weiße Laken auf dem geräumigen Bett direkt in der Mitte des Raumes, unschuldig. Aber links in der Ecke, von der Bettkante verborgen, war etwas. Etwas, das raschelte und knisterte, etwas das eben dieses quietschende Geräusch fabrizierte, hektisch, schnell. Meine Hände fühlten sich nass an und ich ballte sie zu Fäusten. Irgendetwas in mir schaltete auf Alarm, löste ein Beben aus, ich merkte, wie mein Atem kürzer wurde. Ein Schritt und noch einer – was ich sah, ließ mich erstarren. Ein Käfig war da und darin ... Wesen mit riesigen schwarzen Augen, in denen sich das Übel der Welt zu sammeln scheint, pelzige, stinkende Kreaturen mit scharfen Krallen an den nackten Pfoten. Es waren Wesen mit schrecklichen, meißelförmigen Nagezähnen, Wesen, die einen Menschen auf einmal verschlingen können und dann in ihren Backen festhalten und dort verwesen lassen. Das glaube ich zumindest.

Ich stand denen gegenüber, die ich am meisten fürchte auf der ganzen Welt, die mir jede Kraft und jede Vernunft rauben. Die *Cricetinae*, die Hamster. Mein Hemd klebte mir am Körper, meine Hände komplett verkrampft. Das quietschende Geräusch wurde von einem erzeugt, der mit zuckenden Gliedmaßen seinen walzenförmigen Körper





in einem Plastikrad herumwuchtete. Der andere saß da und starrte mich an und kaute, während eine glitzernde Speichelspur aus seinem ... Ich schrie auf, fuhr zurück, Ich kann ... will nicht, dieses Scheiß-Zittern ... mein Kopf immer weiter ... Nele! Nele weiß doch, wovor ich ... oder nicht? ... Pasta und Wein ... was ist mit A ...more ...Eine Verschwörung, das muss ... da hörte ich mich selber schreien, laut, animalisch und in Todesangst und dann – Hell die Gänge, luftig. Neles Wohnung? Nein, es sind mehrere, viele Personen, was war noch gleich? Ich kann mich nicht bewegen, muss immer wieder blinzeln, so müde bin ich. Die Gänge ziehen sich in die Länge, die Gestalten der Menschen um mich verformen sich und verschwinden. Schön. Ich merke, dass ich mich bewege, ohne etwas dafür zu tun. Das finde ich eigentlich sehr lustig, aber ich bin zu träge, um zu lachen. Wenn ich den Kopf bewege, gibt das ein witziges Schwindelgefühl – He, da sitzt ja Werner! Werner, möchte ich schreien, Werner, wie isses denn auf der nächsten Stufe?, aber ich bin zu müde. Richtig zufrieden sieht er aus, der Werner, spielt *Mensch ärgere dich nicht*. Ist aber sicher schwierig für ihn, weil er irgendwie dauernd wegnickt und sein Kopf aufs Spielbrett fällt. Im Vorbeifahren denke ich mir, ich würde jetzt gern da mit dem Werner vor dem *Mensch-ärgere-dich-nicht*-Brett sitzen. Wir könnten die Köpfe gemeinsam auf das Brett fallen lassen und ein wenig schlafen und dann, später, aufstehen, die Figuren vom Gang aufsammeln und einfach von vorne anfangen zu spielen.



Franziska

Wolfgang Vogel (Jena)

Franziska war ein aufgewecktes junges Mädchen. Sie war neugierig und liebte ihr junges Leben. Sie war fleißig, sowohl in der Schule, als auch zu Hause. Dass sie krank war, sah man ihr nicht an. Bis heute ist unklar, was genau der Grund war, dass sie so früh sterben musste. Man weiß nur, dass sie über ständige Schmerzen im Bauch klagte. Davon ließ sie sich aber nicht beirren. Am liebsten war sie auf dem großen Grundstück ihrer Eltern. Hohe Hecken umgaben dort einen riesigen Garten mit einigen kleinen Scheunen, einem Weiher und vielen Ecken, wo sich ein kleines Mädchen verstecken konnte. Sie wechselte von Zeit zu Zeit ihre Quartiere, wenn man ihr auf die Schliche gekommen war. Dort hatte sie kleine Beete, sammelte schöne Steine oder vergrub Schätze. Manchmal lud sie Freundinnen ein. Mit ihnen teilte sie ihre Verstecke und schenkte ihnen, wenn sie Vertrauen gewonnen hatte, einen kleinen Strauß Strohblumen, die sie eigenhändig in ihrem Zimmer trocknete, weil Franziska den Geruch so mochte und die schönen Farben bewunderte, die die Blumen behielten, obwohl sie vertrocknet waren. Sie hatte alles, was man sich als Kind wünschte. Die Lehrerin schlug sogar vor, sie auf das Gymnasium zu schicken, wenn sich ihre Leistungen weiterhin so gut entwickeln würden.

Eines Tages krümmte sie sich so vor Schmerzen, dass die Eltern am Abend den Arzt aus dem Dorf rufen mussten. Auch er war ratlos. Jegliche Behandlung scheiterte, sodass Franziska nur das zarte Alter von zwölf Jahren erreichte.

Fototext

Besonders auffällig bei dem aufgebahrten Mädchen sind der Rosmarinstrauch, den sie in Händen hält, und die einzelnen Zweige, die auf ihrem Leichnam verteilt sind. Als immergrüne Pflanze wurde er der Treue und Liebe zugeschrieben. Anfangs war er vor allem auf Hochzeiten zu finden. Die Bedeutung der ewigen Liebe übertrug man dann auf den Bestattungsbrauch. Auch über den Tod hinaus soll der Verstorbene nicht vergessen, sondern weiterhin geliebt werden. Der Rosmarin entwickelte sich vom Symbol der Hochzeit und Liebe zu einer Pflanze, die mit dem Tod in Verbindung gebracht wird. Nicht nur Trauergäste auf der Beerdigung steckten ihn sich beispielsweise an, sondern auch Sarg und Grab wurden damit geschmückt. Trauerfo-



Fototext

tografien zeigen, dass bei Aufbahrungen auch die Körper der Toten damit bedeckt wurden. Auch in Totenkronen war er zu finden, da er wegen seines starken Geruches als apotropäisch, das heißt Unheil abwehrend, galt.

Keine Krone, aber einen Kranz trägt die Verstorbene auf der Abbildung. Man spricht dabei auch von Totenhochzeit. In einer Zeit, in der die Menschen die Hochzeit und Gründung einer Familie als das Hauptziel eines Lebens gesehen hatten, sollte den ledig Verstorbenen die Möglichkeit gegeben werden, dieses Ziel posthum zu erreichen, indem man ihnen eine Krone oder einen Kranz auf den Kopf setzte, wie es bei Hochzeiten üblich war.

Man bahrte die Verstorbenen nach ihrem Tod meist im Sterbebett auf und vollzog die Leichenwache. Verschiedene Bräuche dabei, wie das Öffnen der Fenster oder das Anhalten der Uhren sollten sicherstellen, dass die Seele aus dem Körper fahren konnte (1).

Franziskas Tod bleibt ein Rätsel. Die getrockneten Sträucher und Blumen, die sie umgeben hätten ihr sicherlich gefallen. Manchmal fand ihr Vater kleine Holzkisten in der Erde. Er bewahrt sie mit einem Foto seiner Tochter in seiner Werkstatt auf. Er mag die runden Steine mit ihren

verschiedenen Mustern. Er umschließt sie mit seinen Händen und sieht auf das Foto von seiner Tochter.

(1) Brasch, R.: Dreimal Schwarzer Kater. Aberglaube, Sitten, Gewohnheiten und ihre merkwürdigen Ursprünge, Wiesbaden 1979.

Höhn, Heinrich: Sitte und Brauch bei Tod und Begräbnis, in: Volkstümliche Überlieferungen in Württemberg. Glaube-Brauch-Heilkunde, 5. Bd., Stuttgart 1980.

Löffler, Peter: Studien zum Totenbrauchtum, Münster 1975.

Marzell: Art. „Rosmarin“, in Handwörterbuch des deutschen Aberglaubens. 7. Bd., Berlin/Leipzig 1935/1936.

Sörries, Reiner: Großes Lexikon der Bestattungs- und Friedhofskultur: Wörterbuch zur Sepulkralkultur; Volkskunde/Kulturgeschichte, Braunschweig 2002.



Die Welt als Wille und Vorstellung – ein Romanentwurf und sowas wie eine Anleitung, selbigen zu schreiben, im Kleinen nur

Markus Michalek (München)

Ziemlich genau so hatte er sich das vorgestellt. Der Wecker klingelt um halb neun, er ist müde, hebt den Kopf und tastet mit der Hand, um ihn auszuschalten. Es fällt ihm ein, dass heute ja nicht irgendein Tag ist, sondern *der* Tag.

Der Tag, auf den er und die meisten anderen aus seinem Jahrgang hingearbeitet haben, hingefeiert haben, die letzten Monate waren um einiges härter gewesen, als der Rest des Studiums, aber dann kann man mit einer leicht stolz geschwellten Brust sagen, ich hab's jetzt hinter mir und erst nachdem man von einer Reise zurückgekehrt ist, nachdem der lange Rausch der letzten Jahre ausgeschlafen ist, wenn sich die Absagen auf Bewerbungen häufen, die Wohnheimpartys peinlich werden, unvermittelt alle möglichen Leute Geld von einem wollen, dann erst wird man sagen: „Vielleicht mach' ich einfach noch einen zweiten Abschluss. Ich bin schließlich noch jung!“ Er würde das nicht sagen, zumindest nicht leichtfertig. Aufstehen, Duschen, dann Kaffee und ein Frühstück, danach eine Zigarette am offenen Küchenfenster, die Katze füttern, noch eine Zigarette am Fenster, es ist mittlerweile zehn Uhr. Die E-Mails checken, nach der Post sehen und mit Tommie, seinem Bruder, chatten, der gerade in Brisbane feiert und auf seinen Abschluss hinstudiert. Tommie erzählt von der letzten Session am Strand und dass er glaubt, einen großen Weißen gesehen zu haben, oder wenigstens dessen Schwanzflosse. Er erzählt von Amber, die ihm das Surfen

beibringen will und Ambers Freunden, die alle in seinem Alter wären, dem Alter des großen Bruders, verdammt cool, halbtags arbeiten sie, in seriösen Jobs arbeiten die, ja wirklich, sagt Tommie und die restliche Zeit wird gesurft oder irgendetwas Kreatives gemacht. Nach dem Chat checkt er ein zweites Mal seine Emails, aber außer den üblichen Sachen ist nichts bisher dabei, was ihm irgendwie wichtig genug erscheint, um sich damit ernsthaft auseinanderzusetzen. Ein Anruf bei den Eltern, sie sind verdammt stolz auf ihn. Er spürt die Aufregung, weil der Zeitpunkt näher rückt und dennoch lässt er sich Zeit, um den Anzug aus der Reinigung abzuholen, das ist ja nur um die Ecke und er hat ihn ja gestern schon bezahlt, auch gestern hätte er ihn schon mitnehmen können, aber er wollte eben ganz sicher gehen, dass er wirklich perfekte Falten wirft, wenn der Zeitpunkt, die Stufen zum Podest nach oben zu gehen, und das Abschlusszeugnis in die Hand zu nehmen, endlich gekommen ist.

Seine Reise geht dann nach Venezuela, weil er gehört hat, dass dort die schönsten Frauen der Welt leben und weil er Single ist und seine Bewerbungen alle bereits verschickt hat und weil er denkt, dass er es sich leisten kann, auch einmal eine Einladung zu einem Bewerbungsgespräch auszuschlagen, wird er zwei Monate dortbleiben. Danach kann er Spanisch, *fluido* unter Sprachkenntnissen im Lebenslauf angeben, vier Sprachen sind es jetzt, er ist immer noch Single und ein paar gute Erlebnisse, die sicher nicht alltäglich sind, Venezuela ist schließlich anders, in jeder



Hinsicht, kann er auch erzählen. Nach dem ersten Jahr im ersten richtigen Job bekommt er eine Gehaltserhöhung, nach dem dritten Jahr verlässt er das kleine Unternehmen. Aus der Finanzdienstleistungsbranche wechselt er jetzt in die Kreativbranche, fängt aber nicht mehr unten an, sondern auf der Stufe des Juniorpartners. Als Seniorpartner lernt er seine Frau kennen, eine bezaubernde Volontärin, die nicht nur ziemlich gute Präsentationen anfertigt, sondern auch ziemlich genau sein Typ ist und er anscheinend der ihre, bald folgt die erste Einladung zu einem Abendessen nach Arbeitsende. Dann stirbt die Mutter an Krebs, sein Vater beginnt daraufhin eine Weltreise, um die Trauer zu verarbeiten und kommt mit einer jungen Russin zurück. Er konzentriert sich während dieser nicht leichten Zeit auf seinen Job und die Treffen mit der Volontärin. Aus der darauffolgenden Beziehung geht eine Ehe hervor und schließlich ein Junge, dem sie den Namen Louis geben. Er hat das lockige Haar seines Vaters und die schöne Nase seiner Mutter, wird Tommie, der kleine Bruder und Pate des Jungen sagen. Tommie, der zwar längst nicht mehr in Brisbane lebt, das Surfen und den dazu gehörenden Lebensstil aber nicht mehr aufgegeben hat, trägt das ebenfalls lockige Haar lang, er arbeitet als freier Grafiker sechs Monate im Jahr in der Agentur, die sein großer Bruder mittlerweile gegründet hat. Die restlichen sechs Monate geht er Surfen. Als Louis in einer internationalen Grundschule eingeschult wird, stirbt der Vater und die junge Russin beschließt kurz darauf wieder zu heiraten.

Da die zweite Ehe seines Vaters kinderlos geblieben ist, bricht der Kontakt zur zweiten Frau seines Vaters schnell ab. In einem Straßenkiosk begegnet er einer Studentin mit einem auffallenden Kurzhaarschnitt. Sein Sohn war da gerade vierzehn geworden. Nachdem er drei Wochen lang jeden Morgen und Mittag seinen Cappuccino dort anstatt wie früher in der Brasserie unter der Agentur getrunken hat, kommen sie sich näher. Sie studiere Theaterwissenschaft, wolle später am liebsten als Intendantin arbeiten, sie lebe mit ihrem Freund und ihrer Freundin zusammen, habe ein Intimpiercing und liebe die Stücke von Tschechow, aber auch moderne, cool-bizarre Sachen wie Sarah Kane. Ob es nie Eifersuchtsszenen gäbe, fragt er und zu seiner Überraschung lädt ihn die Studentin ein, doch einmal Abends vorbeizukommen, er sei ihr irgendwie sympathisch. Er zögert, als der Abend näher rückt, aber schließlich schiebt er ein Geschäftsessen vor, seine Frau schlägt vor, ihn zu begleiten, aber er wimmelt sie ab, was seine Frau misstrauisch werden lässt. Um sicherzugehen, reserviert er einen Tisch in einem Restaurant, taucht dort auf, bestellt zweifach, probiert aber bei jedem Gang immer nur ein kleines bisschen, allerdings trinkt er stattdessen für zwei. Er lässt sich die Rechnung geben und fährt mit dem Taxi zur Wohnung der Studentin. Sie öffnet ihm die Tür, hat sich scheinbar schick gemacht, anders kann er sich den Trompetenrock und die passende Bluse nicht erklären. Die Studentin ist gut gelaunt, sie stellt ihm ihren Freund vor, ebenfalls Student, wenn auch Journalismus



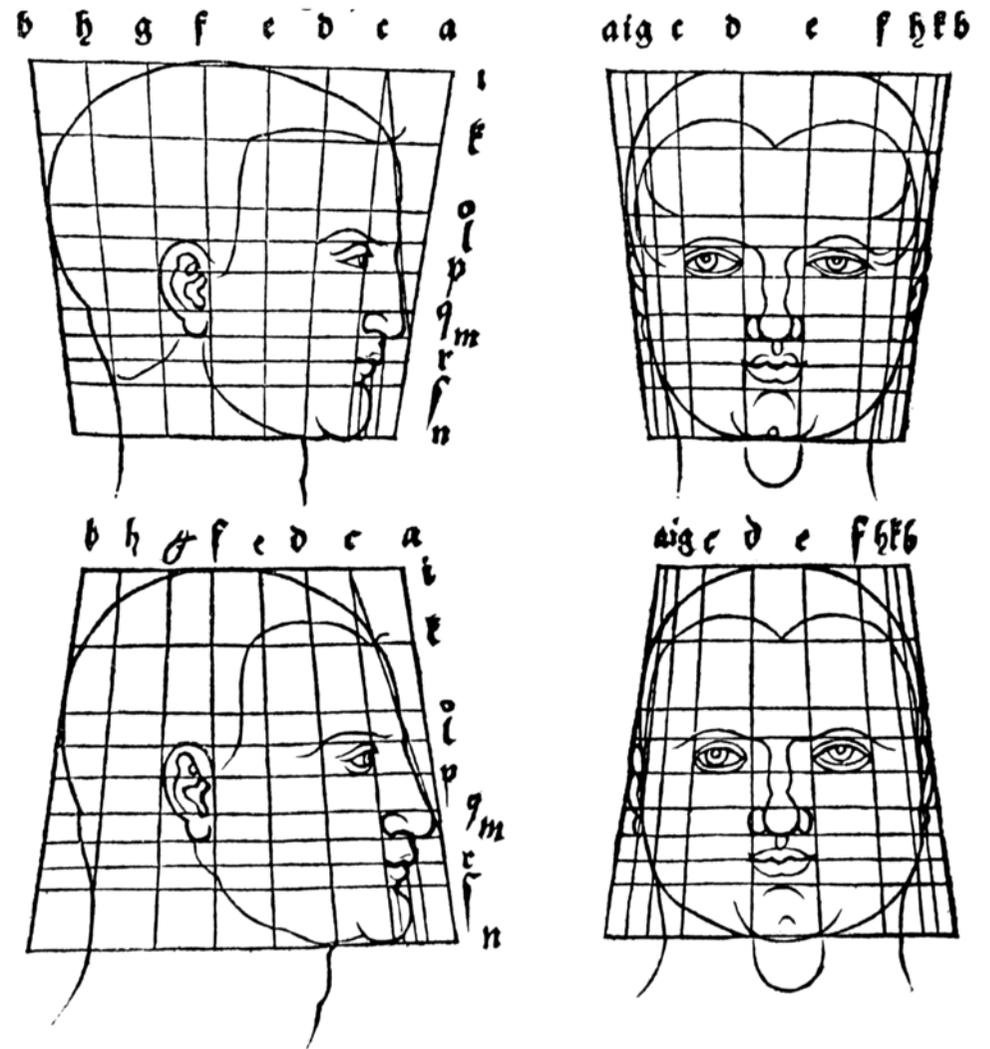
und die Freundin, ebenfalls Studentin, wenn auch Jura. Sie hätten schon gegessen, es gäbe aber noch Nachttisch und natürlich jede Menge Wein, sagt die Jurastudentin, die offenbar verstimmt ist, weil er zu spät kommt. Als ihm die Wohnung gezeigt wird, fragt er nach den Zimmern der beiden anderen. Wir teilen doch alles hier, also haben wir auch nur ein Schlafzimmer, dafür ein Wohnzimmer und ein gemeinsames Arbeitszimmer, sagt die Theaterwissenschaftlerin. Während sie Wein trinken, holt der Journalismusstudent einen Beutel Gras heraus, legt ihn auf den Tisch und beginnt einen Joint zu rollen. Er erinnert sich daran, wie lange es her ist, dass er das letzte Mal an einem Joint gezogen hat und ist sich nicht sicher, ob es acht, neun, oder vielleicht sogar zehn Jahre sind, er weiß nur, dass Louis schon geboren war und noch ein Kleinkind und der Vater noch am Leben. Er denkt an seinen Sohn und an seine Frau, die denkt, er sei bei einem Geschäftsessen, er zieht an dem Joint. Das Gespräch, das anfangs noch stockte, kommt unvermittelt in Gang, er hört sich Geschichten erzählen, von seiner Unizeit, den Professoren, von seiner Zeit als Surfer. Als er davon erzählt, ist er Tommie dankbar für die lang zurückliegenden täglichen Chats. Natürlich bietet er jedem der drei ein Praktikum in seiner Agentur an; falls jemand aus deren Freundeskreis Bedarf habe, auch das sei kein Problem. Die Theaterwissenschaftlerin legt eine Jazzplatte auf, gemeinsam schieben sie den Tisch zur Seite und fangen an, im Wohnzimmer zu tanzen. Irgendwann, weil der Moment gerade passt, unvergänglich

einen Wimpernschlag lang dauert, weil er in ihre Augen sieht und seine Hände an ihrer Taille liegen, küsst er die Studentin der Theaterwissenschaft mit dem kurzen Haar, dem Trompetenrock und der Bluse und dem Intimpiercing. Sie erwidert seinen Kuss und zieht ihn in Richtung Schlafzimmer, die anderen beiden bleiben im Wohnzimmer. Sie sind erst halbnackt, als er hört, wie ihre Freundin und ihr Freund dazukommen. Gerade, während er dabei ist, Form und Substanz des Intimpiercings zu erkunden und gleichzeitig heftig mit ihrer Freundin knutscht, bemerkt er, dass die Hand an seinem Penis keine Frauenhand ist, und auch der Mund, der an seinem Hoden lutscht, kann keiner Frau gehören. Er springt auf, verlässt fluchtartig die Wohnung, nicht ohne zuvor hektisch seine Sachen zusammensuchen. Die Theaterwissenschaftlerin, die ihn zurückhalten will, stößt er grob beiseite, dem Journalismusstudenten, der ihn mit Worten attackiert, zeigt er seine Faust. Dass sie ihm anschließend Spießer, alter Sack, Versager und Schlimmeres hinterher rufen, stört ihn nicht. Draußen vor dem Haus ordnet er seinen Anzug, bindet sich die Schuhe. Für den Heimweg nimmt er erneut ein Taxi, er vermeidet den Blick aus dem Fenster in die nächtliche Stadt, etwas, dass er sonst gern sieht; jetzt aber will er nicht in Gefahr kommen, seinem Spiegelbild zu begegnen. Zuhause angekommen, ist seine Frau noch wach. Er präsentiert ihr die Rechnung aus dem Restaurant und gibt schließlich zu, lieber mit einem alten Freund feiern gewesen zu sein, als zuhause, ja er habe getrunken und geraucht, manchmal



brauche man das eben. Seine Frau reagiert überraschenderweise mit Verständnis. Das Straßencafé besucht er nicht mehr. In der Zeit danach spürt er, wie seine Unzufriedenheit größer wird.

Ziemlich genauso hatte er sich das vorgestellt. Und auch wieder nicht. Den Wecker hat er vor einer Stunde, vielleicht auch vor zwei Stunden schon ausgemacht, er ist liegen geblieben, obwohl es *der* Tag ist. Tommie wird heute umsonst vor dem Rechner warten, dass der große Bruder in den Chat kommt. Jetzt zieht er sich das Kissen über den Kopf und nimmt sich vor, noch mal von vorn anzufangen. Warum eigentlich nicht alles aus der Sicht des kleinen Bruders erzählen, fragt er sich kurz, bevor er einschläft. Da ist noch vieles ungeschrieben, ja doch, genau, so.



Cork Timber

Heiner Seits (München)

Die vierte Nacht mit miesem Schlaf brachte die Zeichen auf Fügung. Morgens schon gewusst. Tagsüber durch die Stadt gestartet, Blicke schweifen lassen. Ohne konkreten Zielort, man plätschert durch die Gassen über die Plätze ins Meer.

An jeder Wand kleben die Tage, die unendlichen Tage und Jahre. Und aus den Türen spazieren Geschichten mit Augen und Haaren. Überall treibt der Wind den Nebel vor sich durch die feuchten Gassen. Die letzten Farben blättern in den Rinnstein. Und immer Wasser von oben, Regen ohne Pause. Und irgendwo muss das Wasser hin. Die Straßen nach unten, den Siedlungs-Hügel durch die moosigen Steinrohre hinab in die Tiefe, den Fluss.

Irgendein Tag später: Emerson, Lake & Palmer – Works. Annähernd zerfahren wie die Musik irgendwo weit in uns drin. Aber Strukturen noch erkennbar. Fortschreitende Verklärung der Zeit. Grenzwischen in Grauzonen. Schwarze Schatten am Himmel. Die Bude hatte mit uns Zustände getauscht. Nach vier Tagen sah das Wohnzimmer richtig gut aus, wir schimmelten in Bruchhüllen auf der Couch im Koma dahin. Bonjour Unwirklichkeit. Abendplanung gestrichen.

Dann Jake. Angestampft als Rudel Ochsen. Wie immer am Suchen, konnte alles garnich chemisch genug sein. Seine Spezialität: auch die absurdesten Ideen vernünftig verkau-

fen. Wer ihn kannte ließ sich auf keine Diskussionen ein.

„... but you could‘ve gimme some money. Yes! I know, but you know that you could‘ve, i mean if you really would have wanted to...“

Vom Regen zerspült, Cork Timber in blau und gelb. Links das Eisentor, führt aus der alten Welt ins untiefe Nichts. Sträucher lurgeln übers Gemäuer. Drüber die schwere Luft aus Erde und Öl, als speckige Decke, warm und weich. Sonne beglitzert die Häuserwaben, sauber am Flussberg aufgereiht. Fenster blinken die Strahlen zurück in den Stadtbauch.

Feierlich zu vermelden: Runde drei eröffnet. Genaue Uhrzeit: halb zwei Uhr nachmittags. Tagesplanung: Couch-Residenz. Lasset die Zeit einfach laufen. Blaset den Rauch weg ins Nichts. Sicht verschwommen. Seichter Seegang, Wellen plackern an die Couchwand. Die Luft um uns schwingt:

Quantic – 5th exotic

Kruder & Dorfmeister – K&D Sessions

Bonobo – Animal Magic

La Boom – Atarihuana

Hölzerne Raben stacksen vor uns die Straße runter. Wir waren längst eingecorkt, immer die eine Fertigkeit voraus. Die Penner nickten uns anerkennend zu. Erfreulich wenn



zwei so fertige Arschlöcher derart heiter rumspazieren. Wir waren breit wie zwei Häuser, eh noch mit angezogener Handbremse: Spielstopp beim Alk. Aber dann schiebt die nächste Dämmerung ihren Strich dazwischen. Es läuft eben auch wenns nicht laufen soll. Erste Amtshandlung am goldenen Morning after: Cafe checken. Zweite Amtshandlung: Plattenläden. Beim irischen Opa durch die speckigen Ramschplatten geblättert. Handeln. Cool sein, schauen. Weiterblättern. Opa erzählt Geschichten aus einer unwirklichen Zeit:

„...back then, when the best musicians were in the charts...“

Direkt unterm Flat, die irische Querbeet-Klitsche, deutsche Spezialität eigentlich. Karte verspricht: Early Bird deluxe. Zwei Angefixte wanken herein. Klare Wahl. Prima Vera – italian noodles and vegetables. Kartoffelbrühe lauwarm vorweg. Take That schallern aus der Luft. Bier für 5 Euro. Dann Noodles im Fettbad, vereinzelt Gemüse. Die Standard-Asia-Collection: grüne Paprika, Zwiebeln, Brokkoli. Eine Tomate einsam im Nudelzentrum, schwingt die Trikolore. Vier irische Schwestern umdackeln die Tische. Dann schlägt neue Musik auf, alleiner Unterhalter mit Kisten, baut sich auf, haucht zum Check „Yesterday“ durchs Restaurant. Wir zahlen und ab.

Morgens, wenn der klebrige Nebel um die Tanzschule

sich löst und den Blick vom Hügel auf den Fluss freigibt – Dampf Wolken umranken den verschallerten Kopf. Kalte Luft mit Sauerstoff beschwert, schleppt sich durch die Fenster auf den Boden vor die Couch. Shirt in die Hose gestopft. Knie angezogen. Die Kirchenglocken spielen uns ein Lied – wir spielen den Kirchenglocken eins zurück. Weil wir haben die Musik.

Statist: I can't see anything...

Penner: But its nice anyway, s'it?

Unerschrockene Zukunft von vorn. Wir wechseln die Straßenseite. Das Leben kränkelt: alle Farben verschnupft, eingepackt. Von oben schwächelt die Sonne, matt. Hausdächer mit Frost belegt. Durch die Gasse röchelt ein Wind, die fiebrigen Pubs in Steinfassaden gebettet – am Ende ein unruhiger, hektischer Schlaf.

„Er hat das Gras verloren“, als berühmtes Gesellschaftsspiel natürlich auch dabei. Vier Leute auf Durchsuche. Alle im Torkel durch die Bude gelaufen. Sachen aufgehoben, mal die Pappkisten rumgeschoben. Vor allem: gestanden, gequatscht und geschaut. „Dein Leben geht mir auf den Sack, ich hol jetzt die Bullen“. Gelächter.

Vögel grüßen uns von den Masten herab. Heizöl beschwängert die Luft. Natürlich ließ sich der Tiefpunkt irgendwann erreichen. Game Over. Schade, aber auch ganz



schön. Nochmal die Tage im Rücklauf, Outtakes, Credits, Darsteller und Soundtrack.

- Junip – Rope and Summit
- FS Blumm – Summer Kling
- Pantha du Prince – Black Noise
- Frank Sinatra – Songs for Swing Lovers

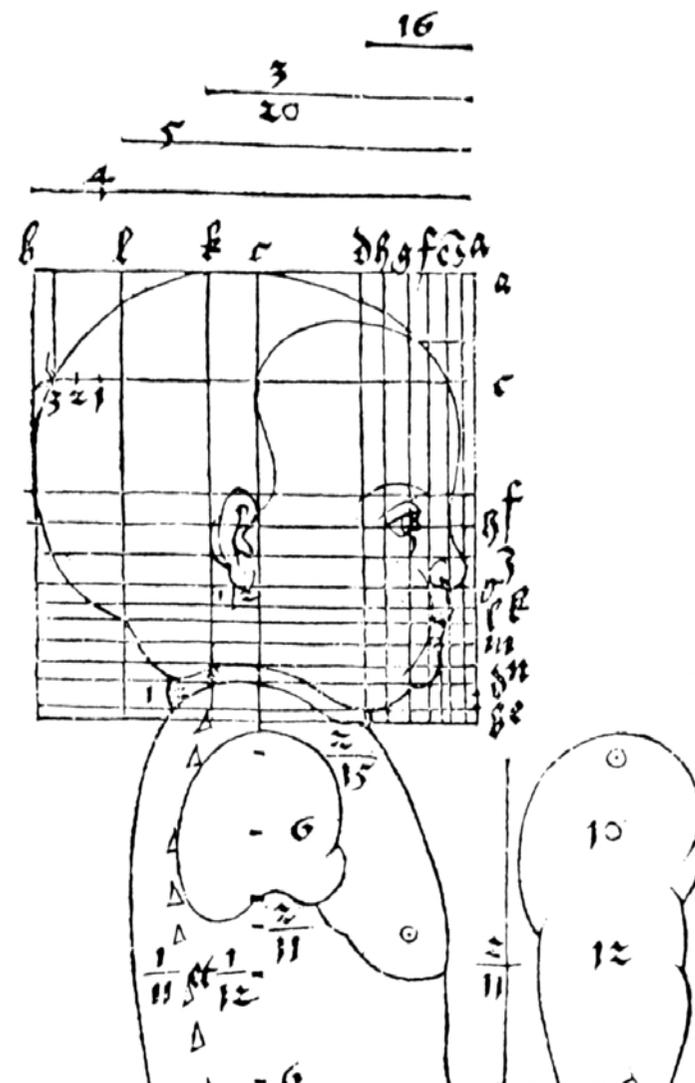
Der Samstag als Auslauf, mal alle zurückliegenden Räu- sche zusammen ins Leere spülen lassen. Obst und Gemüse kaufen, Tee und Wasser trinken. Cork macht Augenringe, so sind die Regeln. Immerhin die Handbremse nicht aus- gelassen. Alles geht immer doppelt krasser, so sind die Regeln auch. Kaputtness klar, aber einfach auch schon viel zu sehr Kapitän um richtig lost zu sein. Man lebt ja nicht seit gestern.

„Hey, what are your plans for tonight. Still pretty bugge- red but might going out later.“

„Kann sein dass wir uns vielleicht später melden. LG Bond.“

Morgens der Tau am Teer. Die ganze Stadt dampft wie die ganze Stadt schon immer gedampft hat. Cork Timber gegenüber im Stadtbauch eingefasst, glänzend, gelb und blau und alt. Verschimmeltes Holz treibt in Zeitlupe vor- bei. Die letzte Nase Eau de Cork sinkt den Rachen hinab:

Öl und Erde, Brackwasser, Kippen und Schnee. Ruhig segeln Enten über das glatte Flussbett, landen auf ihren Spiegelbildern. „Näher am Wasser geht nicht“ denkt Bond und steigt ins Taxi Richtung Flughafen.



Molly

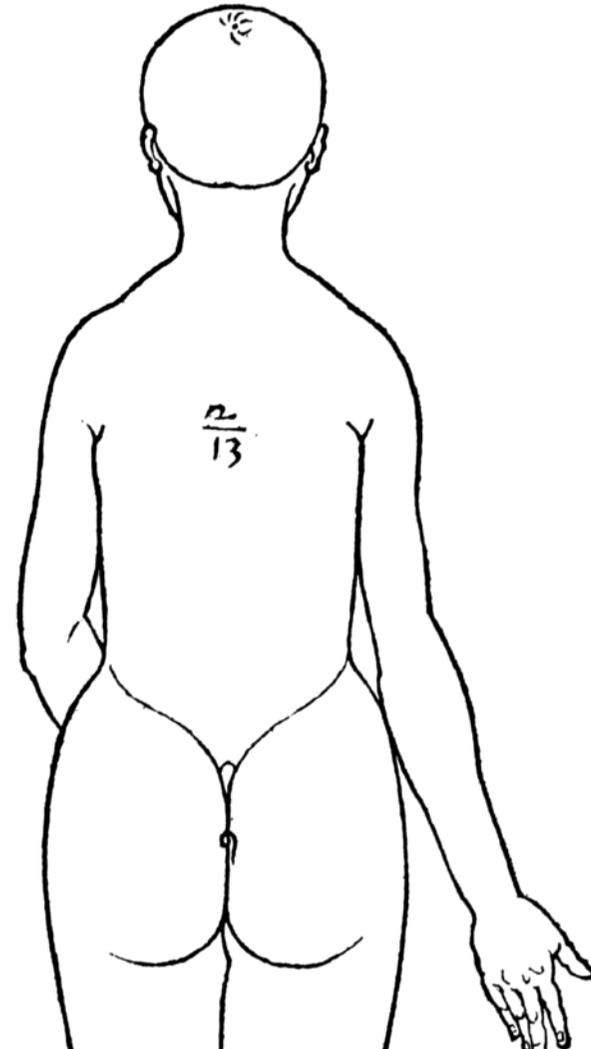
Fabian Bross (Ulm)

Jetzt liegt sie da in meinem Bett, wie ich es mir immer gewünscht habe. Doch ist es anders. Ihr Blick ist starr auf die Decke gerichtet. Sie fühlt nichts. Durch das halb offene Fenster höre ich die schiefen Flötenübungen des Nachbarsjungen, in einem anderen Zimmer läuft das Radio, doch die Stimme des Moderators dringt nur dumpf durch meine Türe, sodass ich nicht verstehe, was er sagt. Nachdenklich stehe ich am Spiegel und frage mich, wer das da ist, der mich ansieht. Irgendwann stehe ich auf, setze mich zu ihr ans Bett, streichle ihren Bauch und sehe in ihre lauchgrünen Augen. „Ich liebe Dich!“, sagt sie zu mir. Ich schweige.

Am nächsten Tag fahren wir an den See. Eigentlich ist es fast ein bisschen zu kalt für den See, aber wir ziehen uns warm an. Ich liebe die schweren schwarzen Handschuhe, die mir Oma irgendwann einmal gestrickt hat. Mit ihnen kann ich Molly auf der Fahrt festhalten. Als wir am See liegen, unter dem Sonnenschirm, den wir trotz Wolken- decke aufgestellt haben, sagt sie irgendwann wieder, dass sie mich liebt. Seit fast einem Jahr habe ich mir das gewünscht. Dass sie neben mir liegt und „Ich liebe Dich“ sagt. Doch jetzt fühlt es sich irgendwie komisch an. Nicht falsch, nicht kalt, nicht unehrlich. Einfach nur komisch.

Am Nachmittag sitzen wir auf der Terrasse eines Restaurants und essen Eis. Ich halte Molly mit den Handschuhen im Arm und ihre blonden Locken kitzeln mich an der

Nase. Ich lecke gelangweilt an meinem Zitroneneis und plötzlich sehe ich das erschrockene Gesicht meiner Mutter vor mir. Ihr Mund ist leicht geöffnet, sie hebt die Hand, streckt den Zeigefinger aus. Molly sagt „Ich liebe Dich!“ und meine Mutter „Oh Gott, Molly hat ja ein Auge verloren! Das nähren wir morgen wieder an.“



IMPRESSUM:

Redaktion:

Fabian Bross, Elias Kreuzmair, Markus Michalek, Philip Pfaller

Anschriften:

Fabian Bross
Schwarzenbergstr. 87
89081 Ulm

Elias Kreuzmair
Bergmannstr. 4
80339 München

Hinweise zu Texteingaben findet ihr auf:
www.parsimonie.de

[info\[youknowit\]parsimonie.de](mailto:info[youknowit]parsimonie.de)

Für den Inhalt der Texte (bzw. Fotos) sind die jeweiligen Autoren
verantwortlich.



DAS PRINZIP DER SPARSAMSTEN ERKLÄRUNG
ONLINE-ZEITSCHRIFT FÜR LITERATUR UND ESSAYISTIK

WWW.PARSIMONIE.DE

